

Klasse!

Wettbewerb ist nicht alles



Klasse 1c – 5c, 1972 – 1976, OR/MNG Rämibühl Zürich

*In Erinnerung an
Ruedi Hardmeier*

INHALT

Vorwort	5
Eigentlich lebte ich nur fürs Wochenende Christian Aeberli	7
Feldspat, Quarz und Glimmer – diese drei vergess ich nimmer! Marcel Burkhard	13
Vom Subjonctif zur Entropie Hans-Peter Kern	16
Statt Bauer studierter Bauer Willy Kessler	18
Viel gelernt fürs Leben – manchmal auch nach Lehrplan Werner Kuhn	25
Vom Pfannenstil an die Oberrealschule Ueli Looser	31
Der Ritt auf dem Wüstenschiff Herbert Matthys	33
Was konnte ich beeinflussen? Was hat sich ergeben? Dario Milano	43
Ein Berner in Zürich Heinz Moser	48
Vom Homo Faber zur Geisteswissenschaft Christoph Pally	53
Hoch lebe der Klassengeist! Hansueli Schiller	63
Vom Blödian zum Pensionär Thomas Sieber	67
Eine Laufbahn ohne akademischen Abschluss Heinz Thiemeyer	71
Vom Blick aus dem Fenster in die weite Welt Jean-Paul Würth	77
Anhang – Kommilitonen-Memorandum zur Maturafeier 1976	85

Vorwort

Die Idee zu einer kleinen "Festschrift" für unser 50. Maturajubiläum begann damit, dass mich ein Klassentreffen vor vielen Jahren in Staunen versetzte darüber, was aus uns allen geworden ist. Wer hätte das damals gedacht, nach dem Rauswurf eines Viertels in der Probezeit oder auch noch ein paar Jahre danach? Da musste doch das Leben manch gute Geschichte geschrieben haben.

Nachdem an einem späteren Treffen in kleinerem Kreis einige Höhepunkte solcher Geschichten die Runde machten, beschloss ich, möglichst viele davon zu sammeln. Im Zuge der Vorbereitungen zur 50-Jahr-Feier fand dieser Plan bei allen 14 noch erreichbaren Maturanden Anklang. Zur Form machte ich absichtlich keine Vorgaben, auch nicht zur Länge, sondern beschränkte mich auf stichwortartige und unverbindliche Anregungen zu möglichen Inhalten des Nachdenkens und Schreibens.

Die entstandene Breite der Perspektiven und Stile spiegelt unsere Klasse gut wider. Mehrere Beiträge zeigen zudem auf, wie die Dezimierung nach der Probezeit uns zu einer Bande zusammenschweisste, die nach innen viel Gutes und nach aussen nicht nur Gutes vollbrachte - etwa in den Klassenzimmern, jeweils zur Entspannung vor den Stunden. Da manche

Lehrersprüche auch nach über 50 Jahren noch in den Köpfen herumgeistern, enthält der Anhang nun auch das Kommilitonen-Memorandum von der Maturafeier 1976, sozusagen als Quellenverzeichnis.

Der Titel des Büchleins, "*Wettbewerb ist nicht alles*", ist ein weises Wort, das ein Mitschüler gelassen aussprach, als wir während seines Besuchs in Lissabon den Plan zur Publikation ausheckten. Viele Beiträge zeigen, wie wichtig diese (seither noch seltener gewordene) Erfahrung des Miteinanders für uns war. Oder, in den Worten von Mani Matter, der mitten in unserem ersten Schuljahr verstarb: "*Dene wo's guet geit, gieng's besser, gieng's dene besser wo's weniger guet geit.*" - Es ging und geht uns allen tatsächlich besser!

Ich danke allen Mit-Maturanden fürs engagierte Mitmachen, mit einem Extradank an jene, die mich bei der Konzeption und Umsetzung des Vorhabens mit Rat und Tat unterstützt haben. Die vorliegenden Beiträge übertrafen meine kühnsten Erwartungen – wenn auch nicht meinen Optimismus.

23. August 2026
Werner Kuhn

Eigentlich lebte ich nur fürs Wochenende

Christian Aeberli (Chur & Zürich)

Etwas verrückt ist vielleicht, dass mir die Aussage im Titel als Erstes in den Sinn kommt, wenn ich an meine Schulzeit von 1971 bis 1976 an der Oberrealschule (dem späteren Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium) Rämibühl zurückdenke. Sie spiegelt für mich den Geist der siebziger Jahre wieder, der damals einige in unserer Klasse stark beeinflusste: lange Haare, Ohrring, Parisienne Super, Haschisch, Leonard Cohen oder Pink Floyd und noch einiges mehr.

Grosse Auftritte und minimale Ziele

Ich erinnere mich, dass an einer der ersten Klassenzusammenkünfte nach der Matur jemand zu mir meinte, meine grossen „Auftritte“ hätten jeweils am Montagmorgen stattgefunden, wenn ich, auf dem Pult sitzend, von meinen Wochenend-Erlebnissen erzählte. Die Schulwochen zwischen den Wochenenden waren für mich Pflicht und ich fand auch dann den Aufenthalt an der Rivi (Zürcher Riviera), beim Wurstgrill im Oberdorf oder im Spielsalon am Hirschenplatz aufregender als den Unterricht.

Andere hatten ihre grossen „Auftritte“ im Unterricht oder bei der Rückgabe der Mathematikprüfungen durch den Prorektor. Zehn von zehn richtig gelösten Aufgaben ergaben die Note 6. Die Formel lautete: Anzahl richtig gelöster Aufgaben geteilt durch zwei plus eins ergibt die Note. Für viele in der Klasse war die 6 der Normalfall. Für andere, wie mich, war das Minimalziel, das ich leider nicht immer erreichte, sechs richtige Aufgaben, also eine 4.

In den Sprachen war die Notenverteilung ausgeglichener als in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern. So gelang es auch mir hin und wieder, in Deutsch, Französisch oder Englisch eine mehr als genügende Note zu erzielen. Bemerkenswert war insbesondere der Französischunterricht: In fast jeder Stunde wurden Texte zu gesellschaftlichen oder politischen Themen gelesen und anschliessend

diskutiert. Grammatik spielte kaum eine Rolle, und die Prüfungen bestanden in der Regel aus Aufsätzen oder, wie man heute sagen würde, aus Textproduktionen. Was mich damals als Pubertierender besonders fesselte, waren Texte und Diskussionen über Sex, Drogen oder auch über Menschen mit Beeinträchtigungen, die vom Französischlehrer häufig eingebracht oder angestossen wurden.

«Cum on, feel the noize»

Entfesselnd war dagegen der Turnunterricht, dies, weil der Turnlehrer uns austoben liess, mit der Begründung, dass wir in den anderen Fächern bereits stark gefordert würden und zum Ausgleich Entspannung oder eben Entfesselung verdienten.

So wurde in den allermeisten Turnstunden Fussball oder später Unihockey gespielt, und einmal pro Semester absolvierten wir das Pflichtprogramm gemäss Lehrplan, das waren im Sommer Leichtathletikdisziplinen und im Winter Geräteturnen. Unvergessen sind die Fussballspiele auf dem Kiesplatz zwischen den beiden Turnhallen am Pfauen, wo heute der Neubau des Kunsthauses von David Chipperfield steht. Einer unserer Kollegen spielte dort immer barfuss. Und es war auch er, der den orangen Wurfkörper in Form der Handgranate über den Drahtzaun bis auf den Heimplatz warf. Zum Turnen gehörte zudem, dass wir schon in der Garderobe gemeinsam lauthals sangen: «Cum on, feel the noize», danke Slade!

Das Bestehen der Probezeit, das Erreichen des erforderlichen Notendurchschnitts am Ende jedes Semesters sowie das Bestehen der Maturitätsprüfungen blieben während meiner gesamten Mittelschulzeit meine Minimalziele. Ich erreichte sie nur dank eines Klassenkollegen aus meinem Dorf, der mir gewisse Dinge besser erklären konnte als die Lehrer. Und ja, es gab nur Lehrer und keine Lehrerinnen sowie ja, auch nur uns Schüler.

Den Eltern sei Dank

Zum Glück konnte ich auch immer auf die wohlwollende Unterstützung meiner Eltern zählen, die nie Druck auf mich ausübten, immer hinter mir standen und mir eine recht unbeschwerte Jugend ermöglichten. Mein Vater war es auch, der eine bei mir drohende provisorische Promotion mittels Rekurses abwenden konnte. Dasselbe gelang ihm auch bei zwei weiteren Klassenkollegen, deren Eltern nicht deutschsprachig waren.

Aus heutiger Sicht wurde diesen Rekursen wohl zu Recht stattgegeben: Sowohl einer dieser Kollegen als auch ich haben später erfolgreich universitäre Studien, er in Allgemein- und Zahnmedizin und ich in Erziehungswissenschaft abgeschlossen und anschliessend eine beachtliche berufliche Laufbahn absolviert.

Lange wusste ich nicht genau, was ich nach der Mittelschule studieren oder beruflich machen wollte. Erst nach einem Gespräch mit dem Französischlehrer, mit dem wir, wie erwähnt, häufig gesellschaftliche Themen diskutierten, entschloss ich mich für ein Studium der Heilpädagogik an der Universität Fribourg. Dies wohl auch vor dem Hintergrund, dass ich einen geistig schwer behinderten Bruder hatte, dessen Beistand ich heute bin.

«Sind Sie wenigstens katholisch?»

Doch es kam anders: Da ich den Anmeldetermin für das Heilpädagogik-Studium an der Universität in Fribourg um einen Tag verpasste und deshalb nicht zugelassen wurde, begann ich stattdessen ein Studium der Erziehungswissenschaft. In Erinnerung geblieben ist mir die Episode am „Guichet“ des Heilpädagogischen Instituts, wo ich mich fürs Studium anmelden wollte, als mich die zuständige Dame im Vorzimmer des Institutsleiters fragte, ob ich denn wenigstens katholisch sei.

Nach zwei Jahren in Fribourg wechselte ich an die Universität Zürich, wo ich das Studium in Sozialpädagogik abschloss. Anschliessend bewarb ich mich bei Meinungsforschungsinstituten, Banken, Versicherungen und auch beim Pestalozzianum Zürich. Letzteres gab mir eine Chance und

ermöglichte mir den Einstieg in meine 39-jährige Berufslaufbahn im Bildungswesen.

An dieser Stelle lohnt sich ein kurzer Rückblick auf meine Zeit in Fribourg und an der Mittelschule. Meine erste Prüfung in Fribourg, im Fach Pädagogische Psychologie, schloss ich mit der Note 6 ab. Das irritierte mich, denn die Diskrepanz zu meinen Noten an der Oberrealschule war erheblich. Auch spätere Prüfungen und Arbeiten sowie mein Studienabschluss in Zürich wurden mit überdurchschnittlichen Noten bewertet. Damit einher ging eine allmähliche Veränderung meines Selbstwertgefühls: vom eher schwachen Mittelschüler hin zum guten Studenten.

Opernhauskrawalle

Dieser Student, also ich, skandierte 1980 während der sogenannten Opernhauskrawalle in Zürich an Demonstrationen unter anderem den Slogan «Gilgen an den Galgen» oder «Vergilbt den Gilg». Später arbeitete ich jedoch unter dem damaligen Regierungsrat Alfred Gilgen bei der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich und stiess dort auf Unterlagen, die die erwähnte Diskrepanz zwischen dem Selbstbild als Mittelschüler und als Student in ein neues Licht rückten.

Ein Couvert mit meinem Namen und dem Vermerk „Persönlich“ enthielt den brisanten Titel: „Maturanoten-Untersuchungen im Kanton Zürich 1976–1978“. 1976! Natürlich läuteten bei mir sofort die Glocken, hatte doch meine Klasse genau in diesem Jahr die Maturaprüfungen absolviert.

In der Untersuchung wurden für alle Maturitätstypen die Erfahrungsnoten, die Resultate der schriftlichen und mündlichen Prüfungen sowie die Zeugnisnoten sämtlicher öffentlicher Mittelschulen des Kantons Zürich erhoben. Und siehe da: Meine Klasse belegte im Vergleich zu den acht Parallelklassen des seit 1976 neu bezeichneten Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums Rämibühl den ersten Rang. Die durchschnittliche Punktzahl (ohne Zeichnen oder Musik) meiner Klasse

betrug 66 Punkte. Der Schul-Durchschnitt lag bei knapp 64 Punkten, während die letztplatzierte Klasse 61,5 Punkte erreichte.

Natürlich stellte ich mir sofort die Frage, wie meine Schulzeit in der zuletzt rangierten Klasse verlaufen wäre. Wäre ich dort vielleicht bei den besseren Schülern gewesen? Wären für mich die Jahre an der Oberrealschule und am späteren MNG in einer anderen Klasse schulisch erfolgreicher verlaufen?

Wird der Stellenwert der Matura überschätzt?

So oder so ist mein Leben immer wieder von Glück und Zufällen geprägt worden. Es erscheint mir deshalb müssig, weiter darüber nachzudenken, was gewesen wäre, wenn.

Ein Gedanke lässt mich jedoch nicht los: Wird der Stellenwert der Matura nicht überschätzt? Oder, mit den Worten des Verfassers des Begleitschreibens vom 12. November 1993 an den Erziehungsdirektor Gilgen sowie an sechs weitere Kadermitarbeitende:

„Ich bin auch zehn Jahre nach Entdeckung der brisanten Zusammenhänge noch immer der Ansicht, dass diese ergänzenden Einblicke nicht über den Kreis der oben genannten Empfängerinnen und Empfänger hinaus verbreitet werden sollten. Nicht, um mir die Illusion über den Stellenwert der eigenen Maturität zu erhalten, sondern weil diese Befunde die Aussagekraft von Maturitätsnoten grundsätzlich in Frage stellen.“

Feldspat, Quarz und Glimmer – diese drei vergess ich nimmer!

Marcel Burkhard (Samstagern)

... und Lehrersprüche, die sich hartnäckiger halten als jede mathematische Formel. Manche tauchen sogar heute noch in Albträumen auf.

Die Maturafeier 1976 gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Nicht auf dem Niveau der Geburt unserer Tochter und unserer Zwillinge, aber sicher eines der emotionalen Hochhäuser in meiner Erinnerungswelt, das Licht in der Aula, meine Sitznachbarn und vor allem der Moment, als ich das Couvert mit dem Maturazeugnis öffnete. Erst als ich meine Punktzahl sah, höher als erwartet, aber immer noch in respektvoller Nähe zum geforderten Minimum, fiel die Anspannung von mir ab.

Ich hatte es geschafft. Ich war frei.

Von den insgesamt 30 Schülern in den viereinhalb Jahren MNG-Klasse, erreichten gerade einmal 16 die Matura. Ich gehörte definitiv nicht zu den Überfliegern. Gefühlt gab es in unserer Klasse die Genies und uns andere, die Semester für Semester um die Promotion kämpften.

Am Abend nach der Maturafeier küsste ich zum ersten Mal meine spätere Frau. Rückblickend war das wohl die deutlich bessere Entscheidung als jede Prüfungsstrategie.

Nachmittags hitzefrei

Die Schulzeit begann mit einer einfachen Rechnung: Mindestens 20 Prozent von uns würden bereits nach der Probezeit nicht mehr zum Klassenverband zählen. Ich blieb. Meine damalige Freundin aus der Sekundarschulzeit allerdings nicht, der Preis fürs Gym-Intro.

Unvergesslich bleibt auch die Maturawoche im Hitzesommer 1976.

Vormittags Maturaprüfungen, nachmittags Lernen in der Badi. Während

die unteren Klassen mit dem Segen von Regierungsrat Alfred Gilgen nachmittags hitzefrei hatten, durften wir schweisstreibend büffeln.

An Manches aus dem Unterricht erinnere ich mich weniger gern

Eine Wandtafel abschreibend, hatten wir oft schon eine Wandtafel Rückstand auf den Pädagogen an der Front. Während wir noch Formeln kopierten, wischte der Meister die erste Tafel bereits wieder sauber. Verstehen war Hausaufgabe, oftmals nach 7 Lektionen. Hausaufgaben, wir führten ein übergrosses Hausaufgabenbuch, notierten die Zeiten für die einzelnen Aufgaben: 24h Auswendiglernen für die Geschichtsprüfung; Namen, Jahreszahlen ins Gedächtnis gedrückt oder dann auf Spick notiert; «unsichtbare» Zusammenfassungen schreiben; ich kannte alle Prüfungstricks.

Dafür war unsere Klasse unschlagbar im Ausgleichsprogramm: Schwammschlachten, Papierflieger-Invasionen, Wasserbomben und gelegentliche Strafarbeit in der Geologiesammlung, wenn der mit Wasser gefüllte Normplastiksack aus dem 4. Stock versehentlich einen Lehrer nässte. Dort lernte ich dann endgültig: Feldspat, Quarz und Glimmer – die drei vergess ich nimmer.

Viele Pädagogen forderten viel. Manche förderten wenig

Einige wenige dagegen haben mich nachhaltig geprägt. Unser Turnhallen-Denkmal auf Lebenszeit liess uns am Freitagabend lieber Fussball spielen als Turnübungen absolvieren, die beste pädagogische Entscheidung der Woche. Trotz meiner Vorbehalte liess sich unser jüngster Sohn nach zwei Jahren am Gymnasium Freudenberg nicht davon abhalten, ans entferntere MNG zu denselben Meistern zu wechseln. Selbst meine MNG-Esstisch-Episoden konnten ihn nicht umstimmen, vielleicht lockten ihn die imponierenden Geschichten unserer Pausenaktivitäten oder die wirklich tollen Klassenreisen und Exkursionen.

Nie ganz genügen

Die Gymnasialzeit hinterliess bei mir vor allem eines: das Gefühl, nie ganz zu genügen. Erstaunlicherweise wurde genau das später mein Antrieb. Als Dozent wollte ich den Unterricht so gestalten, wie ich ihn mir als Schüler gewünscht hätte: klare Erwartungen, Motivation statt Einschüchterung und Lernen durch Projekte - statt Abschreiben. Dass mir meine Studierenden dafür den ZHAW-Lehrpreis verliehen, bedeutet mir bis heute viel.

Rückblickend wirkt mein Berufsweg fast ironisch: Aus dem mässigen Maturanden wurde ein Professor, Institutsleiter und Gründer eines Instituts mit schliesslich rund 60 Mitarbeitenden. Offenbar sagen Maturanoten weniger über ein Leben aus, als man mit neunzehn glaubt.

Erstaunlicher Zusammenhalt

Trotz allem denke ich gerne an die Zeit und unsere Klasse zurück. Skilager, Maturareise, gemeinsame Blödeleien und ein erstaunlicher Zusammenhalt unter lauter Jungs. Etwas weniger Testosteron hätte uns zwar gelegentlich gut getan, aber langweilig wurde es nie. Und manche Sätze bleiben eben für immer. "Time is running – let's hurry up!"(our «perpetually» time-poor English teacher). "I ma nümme!"(unser überlasteter Mathematiklehrer, mein Schutzengel im Rektorat). Und natürlich: Feldspat, Quarz und Glimmer – die drei vergess ich nimmer.

Vom Subjonctif zur Entropie

Hans-Peter Kern (Würenlos & Philippinen)

Vom Hörensagen war unsere OR/MNG-Klasse 1-5c (1972-1976) ja eine ganz aussergewöhnliche Klasse, was ich damals allerdings gar nicht so mitbekam. Tatsächlich gab es unter den Schülern eine ganze Reihe bemerkenswerter Talente, aber nach meiner Wahrnehmung kein Konkurrenzdenken. Wer in einem Fach begabt war, half den anderen, das war selbstverständlich. Insgesamt war die Stimmung in der Klasse sehr angenehm.

Bestätigt wird dieser Eindruck dadurch, dass sich viele von uns nach 50 Jahren immer noch treffen, was ich bei keiner anderen Schulklasse erlebe. Möglicherweise wurde uns der Zusammenhalt auch dadurch erleichtert, dass wir keine Mädchen in der Klasse hatten. Auf diese Weise fiel es uns leichter, sich auf die Sache zu konzentrieren. Wenig später hat sich das ja dann am MNG geändert.

Abgesehen von dieser nicht vorhandenen Ablenkung hatten wir auch eine ganze Reihe sehr guter Lehrer, sowohl in den naturwissenschaftlichen als auch in den sprachlichen Fächern. In den Letzteren ist mir der Knopf allerdings erst später aufgegangen. Zum Beispiel als ich im Militär wider Willen den Welschen zugeteilt wurde. Das berühmte Subjonctif Imparfait ("pour qu'ils fussent") habe ich dort nicht mehr gebraucht (auch nicht für den Feind), aber es hat auch nicht geschadet, einmal davon gehört zu haben. Im Englischunterricht lernte ich das Wort "interesting" korrekt zu betonen, nachdem ich es einmal eine ganze Lektion lang falsch (auf der 3. Silbe) betont hatte und deshalb eine zusätzliche Hausaufgabe aufgebracht bekam. Deutsch war für mich später als Jurist matchentscheidend. Aber schwergewichtig war es ja doch ein mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium, und das hat uns geprägt.

Eine Erkenntnis aus der Biologiestunde ist mir bis heute lebendig in Erinnerung. Der Lehrer erklärte uns den zweiten Hauptsatz der

Thermodynamik, dass in einem geschlossenen System (z.B. dem Universum) die Gesamtentropie (Unordnung) immer steigen muss. Und weiter, dass dies einer der am besten gesicherten und anerkanntesten Grundpfeiler der modernen Physik sei. Und dann fügte er lapidar hinzu: «Die Entstehung des Lebens steht im Widerspruch dazu.» Er überliess es ganz uns Schülern, dieses Paradoxon aufzulösen. Da kommt mir unweigerlich Goethes Faust in den Sinn, den wir ja im Deutschunterricht so ausführlich studierten: «Da steh' ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor.» Und trotzdem, wir lernten, wissenschaftlich sauber zu denken, dafür bin ich unseren Lehrern und meinen Eltern sehr dankbar.

Statt Bauer studierter Bauer

Willy Kessler (Hedingen)

Dieser Beitrag beschreibt den Weg vom Bauernsohn mit Bodenhaftung zum verantwortungsstarken Leader in landwirtschaftlicher Forschung und Praxis. Nicht trotz, sondern weil Bauernsohn und dank dem MNG Rämibühl als Ausgangspunkt!

Mit Stallgeruch ins Gymi

Ich wuchs in einer siebenköpfigen Bauernfamilie in Mettmenstetten ZH auf. Das Landleben und der familiäre Zusammenhalt prägten mich früh. Meine Eltern bewirtschafteten zwei Pachtbetriebe mit Milchwirtschaft, Futterbau, etwas Obstbau und Schweinemast. Beide Elternteile stammten aus kinderreichen Bauernfamilien ohne akademisches Umfeld. Von meinen Geschwistern machten drei eine Berufslehre; ich wagte den Schritt ins Ungewisse, beneidet von den Geschwistern und gegen die innere Überzeugung der Eltern.

Wir Kinder halfen früh im Betrieb mit und lernten Schule, Hausaufgaben, Hofarbeit und Freizeit unter einen Hut zu bringen. Mein Interesse an Tieren, Maschinen und praktischer Landwirtschaft wuchs stetig. Eine landwirtschaftliche Lehre kam wegen der unsicheren Pachtverhältnisse nicht infrage; die Mittelschule bot einen Aufschub der Berufswahl. Empfohlen wurde sie vom Sekundarlehrer und vom Dorfpfarrer.

Für meine Eltern war Studieren etwas Fremdes: «De gisch auwä de o einisch eine wi dr Hueber Wernu (Name geändert)». Dieser fuhr mit 30 noch täglich an die Uni, und niemand wusste genau, was er dort tat. Sicher nicht arbeiten. Denn Arbeit ist, wenn man etwas schafft, das man am Abend sieht. Wer nur denkt, arbeitet nicht wirklich, der redet sich die Welt schön.

Ein Exot im Klassenzimmer

Beim Eintritt in die Klasse MNG 1c war ich ein Jahr älter als die meisten meiner Klassenkameraden. Dies, weil ich mich bereits im Vorjahr ins Gymi gewagt hatte, aber dann die Probezeit nicht bestand. Als einziger Schüler bäuerlicher Abstammung war mir anfänglich seltsam zumute. Im Vergleich zu meinen Kameraden fühlte ich mich minderwertig und benachteiligt, ein Exot in der Klasse, unter vorwiegend Städtern mit mehrheitlich studierten Eltern.

Mit schulischen Leistungen konnte ich kaum beeindrucken. Deshalb zog es mich zu Kameraden, die ähnliche Schwierigkeiten hatten. Mit ihnen konnte ich offen über Notendruck sprechen; wir unterstützten uns gegenseitig, ohne Konkurrenz. Das half mir sehr und rettete mich letztlich über die Distanz.

Vom knappen Abschluss zum richtigen Entscheid

Am Ende der Schulzeit - ich schaffte die Matura ganz knapp (Gott sei Dank!) - lag für mich auf der Hand: Studieren, ja! Aber wenn studieren, dann etwas «Handfestes», Naturwissenschaftliches und nichts Geisteswissenschaftliches (wie Werner Huber). Mit Bezug zur Landwirtschaft als Bedingung kamen entweder Veterinärmedizin oder Agronomie infrage. Ohne konkrete Vorstellungen und Erwartungen an eine berufliche Zukunft entschied ich mich für das Agronomie-Studium, Fachrichtung Pflanzenbau, an der ETH Zürich.

Aus heutiger Sicht der richtige Entscheid! Das städtische, schulische und später akademische, militärische und berufliche Umfeld erweiterte meinen Horizont. Es forderte mich immer wieder heraus und prägte Kompetenzen und Persönlichkeit, die meine Laufbahn begünstigten. Aktiv geplant hatte ich keinen dieser Schritte; vieles ergab sich. Glück!

Der scheue Bauernsohn mit Minderwertigkeitsgefühlen fand nach anfänglichen Zweifeln seine berufliche Erfüllung: 40 Jahre landwirtschaftliche Forschung als Doktorand, Oberassistent an der ETH Zürich, wissenschaftlicher Mitarbeiter, Forschungsgruppenleiter,

Forschungsbereichsleiter und Geschäftsleitungsmitglied bei Agroscope sowie als Funktionär in nationalen und internationalen Organisationen.

Zwischen Schulbank und Schweinestall

Die täglich zwei Stunden im Zug, Tram und zu Fuss zwischen Mettmenstetten und Rämibühl liessen mich am pulsierenden Stadtleben teilhaben. Das Pendeln zwischen Land und Stadt brachte bereichernde Begegnungen, schmälerte aber die Zeit fürs Lernen, Helfen auf dem Hof und Freizeit. Meist kamen Schule und Lernen zu kurz, nicht ganz ohne Grund.

Nach bestandener Probezeit war die Schonfrist auf dem elterlichen Betrieb vorbei. Meine Hilfe wurde zunehmend gebraucht, während die Geschwister in der Lehre eigenes Geld verdienen. Ich ging «nur zur Schule» und sollte mein Schul- und Sackgeld verdienen. Das tat ich gern: Auf dem Hof bekam ich Anerkennung, Lob und Dank, im Gymi fehlte mir das. Zwischen Schule und Bauernhof musste ich täglich allein die richtige Balance finden. Ab und zu kam es vor, dass Klassenkameraden zu mir nach Hause kamen, um mit eigenen Augen zu sehen, wo ihr Mitschüler aus dem Säuliamt herkommt und wo sich das ereignete, wovon ich jeweils in der Klasse erzählte. Es erfüllte mich schon etwas mit Stolz, wenn ich Einblick in die für sie unbekannte Welt geben und zeigen konnte, welche Rolle ich darin zusätzlich zu jener in der Schule einnehme.

Besonders war, dass ich während der Schulzeit eigenverantwortlich Schweine mästete, in einem Stall mit 130 Plätzen. Morgens auf dem Weg zum Bahnhof fütterte ich die Tiere, abends nach der Schule nochmals und mistete aus. Montags kam ich gelegentlich später zum Unterricht, wenn ich zuvor schlachtreife Schweine in die Dorfmetzgerei bringen musste. Der Klassenlehrer akzeptierte das grosszügig, ein unausgesprochenes Privileg für den Bauernsohn.

Sportliche und künstlerische Fähigkeiten

Unseren Turn- und Sportlehrer konnte ich ebenfalls beeindrucken und ich schätzte ihn deswegen sehr. Besonders freute er sich über mein

Engagement im Turnverein meines Dorfes und er lobte meine sportlichen Fähigkeiten, hauptsächlich im Geräteturnen, was mir guttat und mich motivierte, im Kantonsschüler-Turnverein unter seiner Leitung mitzumachen.

Zeichnen war ein weiteres Fach, in dem ich mit meinem Können beeindrucken konnte. Nur leider liess sich auch mit diesem Talent keine ungenügende Note in einem für die Matur zählenden Fach kompensieren. Diese Nebenfächer trugen höchstens etwas zur Stärkung meines angeschlagenen Egos bei, wie man es hat, wenn man permanent um einen genügenden Notendurchschnitt kämpfen muss.

Unter den Hauptfächern bereiteten mir die sprachlichen Fächer am meisten Erfolg und deshalb sogar etwas Freude. Diese halfen mir, mich über alle Semester (mit einer Ausnahme, einmal wurde ich ins Provisorium versetzt) über Wasser zu halten und die Maturitätsprüfung zu bestehen. Besonders angetan war ich vom obligatorischen Italienisch und dem für dieses Fach zuständigen Lehrer, den ich bereits vom Französischunterricht her sehr schätzte. Italienisch, weil es eine Landessprache ist und ich bei Ferienjobs auf dem Bau schon einige Male mit dieser Sprache in Kontakt kam. So war ich der Meinung, dass Italienisch mir in Zukunft mehr nützen würde als Englisch, was sich Jahre später als komplett falsch herausstellen sollte.

Freundschaften fürs Leben mit Gymi-Kollegen entstanden keine. Mein Herz blieb im Dorf: im Familienbetrieb, im Turnverein und ab 1973 beim Aufbau einer Jugend-Disco. Dort war ich nicht der mittelmässige Schüler, sondern Stütze im Betrieb, Geschäftspartner, Turn-Kamerad und geschätztes Mitglied der Dorfgemeinschaft. Zwischen beiden Welten präsent zu bleiben, war anstrengend, förderte aber meine Entwicklung und stärkte mein Selbstwertgefühl.

Herkunft als Stärke

Meine Herkunft faszinierte wohl manche Klassenkameraden, gleichzeitig fühlte ich mich ihnen gegenüber benachteiligt. Unser Lebensstil war

einfach und bescheiden; politische, intellektuelle und kulturelle Themen kamen kaum vor. Ferien verbrachte ich meist arbeitend zu Hause oder auswärts.

Zum ersten Mal ins Ausland reiste ich mit der Klasse nach Bayern, zum ersten Mal ans Meer während der Maturareise nach Südfrankreich. Damals schämte ich mich dafür, heute bin ich stolz auf meine bäuerliche Herkunft. Mein Realitäts- und Praxisbezug hat mir im späteren Leben immer wieder Vorteile verschafft.

Nach der Matura folgte ein Agronomie-Studium mit Vertiefung in Pflanzenbau an der ETHZ, unterbrochen durch Rekrutenschule, Unteroffiziersschule und anschliessendem Abverdienen. Ein weiterer Einschnitt im Studium war die Auswanderung der Eltern und zweier Geschwister nach Québec, Kanada, um dort eine neue Existenz auf einer eigenen Milchfarm aufzubauen. Entwurzelt und fortan auf mich allein gestellt, schloss ich 1981 das Studium erfolgreich ab. Bis dahin lebte ich von einem zinslosen Darlehen des Kantons Zürich, rückzahlbar innerhalb von 10 Jahren. Bevor ich ins Berufsleben einsteigen konnte, musste die verschobene Offiziersschule nachgeholt und der Offiziersgrad abverdient werden.

Vom Berufspraktikum um Forschungsbereichsleiter

Der Einstieg erfolgte dann über ein halbjähriges Berufspraktikum an der Eidgenössischen Forschungsanstalt für landwirtschaftlichen Pflanzenbau (heute Agroscope) in Zürich-Reckenholz. Während dieser Zeit ergab sich eine Gelegenheit für eine Assistenz- und Doktorandenstelle am Institut für Pflanzenwissenschaften der ETH Zürich.

Nach Verleihung des Dr. sc. techn. konnte ich mit einem Stipendium der Schweizerischen Nationalfonds das Thema meiner Doktorarbeit während eines einjährigen Post-Doktorats in Aberystwyth, Wales, weiter vertiefen, bevor ich, wieder zurück am Institut für Pflanzenwissenschaften der ETH Zürich, eine Oberassistenten-Stelle antrat.

1991 ergab sich die Gelegenheit für eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Agroscope (damals Eidgenössische Forschungsanstalt für landwirtschaftlichen Pflanzenbau, Zürich-Reckenholz) in der Forschungsgruppe Futterbau und Grasland-Systeme, deren Leitung mir im Jahr 2000 übertragen wurde. Bereits ein Jahr später erfolgte der nächste Beförderungsschritt zum Sektions- bzw. Forschungsbereichsleiter und damit verbunden zum Mitglied der Geschäftsleitung von Agroscope.

Karriere mit Bodenhaftung

Dem Bauernsohn vom Lande öffnete das MNG Rämibühl die Türen und Tore zu einer späteren 40-jährigen Berufslaufbahn in der landwirtschaftlichen Forschung für eine nachhaltige Land- und Ernährungswirtschaft sowie eine intakte Umwelt mit temporären Lehraufträgen an der ETHZ und diversen nebenberuflichen Aufgaben und Verpflichtungen. Meinen Vorlieben und Neigungen sowie meinem Naturell, Charakter und sozialen Hintergrund entsprechend, war ich stets ein Macher, Anpacker, aber auch ein geduldiger Beobachter und Denker mit einem speziellen Sensorium für den Umgang mit Menschen.

In meinem Arbeitsumfeld galt ich als authentische, sensible, empathische und bodenständige, ansteckende Frohnatur mit einem gewissen Mass an natürlicher Autorität, die offenbar damals schon der Klassenlehrer, später auch militärische und berufliche Vorgesetzte in mir erkannten. Der Umgang mit Menschen faszinierte mich stets: in Forschung, Lehre, Führungsgremien und im Austausch mit Branchen und Anspruchsgruppen. Dank meiner bäuerlichen Herkunft und praktischen Kenntnisse fand ich meist den richtigen Ton, um komplexe naturwissenschaftliche Zusammenhänge verständlich zu erklären, schriftlich wie mündlich.

Als Folge davon wurde ich von verschiedenen Seiten angegangen für diverse neben- bzw. ausserberufliche Tätigkeiten und Funktionen, die ich neben meiner Funktion bei Agroscope im Sinne einer willkommenen Abwechslung und Bereicherung des beruflichen Alltags quasi als Hobbies

ausübte. So war ich während 20 Jahren Geschäftsführer der nationalen Fachorganisation für Futterbau (Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des Futterbaus AGFF) und zusätzlich, ebenfalls für 20 Jahre, Sekretär der European Grassland Federation EGF sowie 11 Jahre lang Mitglied des Stiftungsrats der Fondation Sur-la-Croix. Bis heute geblieben sind das seit sieben Jahren bestehende Engagement als Vertreter von Agroscope im Beirat der OLMA-Messe, St. Gallen sowie das Präsidium im Vorstand der Wohnbaugenossenschaft Reckenholz, welcher für die Verwaltung und den Unterhalt von 64 Wohnungen in zwei Siedlungen verantwortlich ist.

Auch privat blicke ich dankbar auf ein erfülltes Leben zurück. Als Doktorand heiratete ich und gründete eine Familie. Unser Lebensmittelpunkt blieb im Säuliamt, unweit von Mettmenstetten. Meine Frau und ich durften zwei Kinder grossziehen. Seit fünf Jahren geniesse ich bei guter Gesundheit den Ruhestand, freue mich mit meiner Familie über die gewonnene Freiheit und bin dankbar für alles. Ich würde alles wieder genau gleich machen.

Viel gelernt fürs Leben - manchmal auch nach Lehrplan

Werner Kuhn (Lissabon & Evolène)

Auch nach 50 Jahren noch erzähle ich gelegentlich Freunden oder Bekannten von meiner Gymi-Zeit: Von den Freundschaften in unserer Klasse, von denen manche bis heute lebendig sind; von den zwar selten inspirierenden, aber oft schrulligen und manchmal auch verschrobenen Lehrern, ihren Sprüchen und ihrem Einfluss auf uns; von unseren vermeintlichen geistigen Höhenflügen und jugendlichen Heldentaten, aber auch von unseren Ängsten und Tiefschlägen.

Oder davon, dass ich das Glück hatte, nur zehn Gehminuten von der Schule entfernt zu wohnen, sodass man bei mir zu Hause über Mittag oder während der vielen Ausfallstunden Schabernack treiben oder gelegentlich sogar ein Thema ernsthaft vertiefen konnte. Kurzum, ich erlebte diese viereinhalb Jahre intensiv. Ja, ich genoss sie sogar, trotz und teilweise auch wegen des starken Leistungs- und Leidensdrucks.

Eine besondere Klasse?

Wenn ich davon erzähle, höre ich aber oft, dass eine solcherart positive (oder auch nur intensive) Erfahrung schon damals eher unüblich war; mit anderen Worten, dass unsere Klasse irgendwie besonders war und dass wir alle von dieser Besonderheit geprägt wurden, jeder auf seine Art. Worin lag diese Besonderheit? Die hier gesammelten Erinnerungen von uns allen geben sicherlich vielfältigere und treffendere Antworten auf diese Frage, als der offenbar aussergewöhnlich gute Notendurchschnitt unserer Maturazeugnisse.

An die OR (Oberrealschule) kam ich nach acht Jahren an der Rudolf-Steiner-Schule, dank intensiver selbständiger Vorbereitung und ziemlich viel Glück. Dass mir dieser schulische Weitsprung gleich beim ersten Versuch gelang, lag wohl daran, dass ich um jeden Preis mehr lernen wollte

und mich nicht mehr so oft in der Schule langweilen mochte, nur weil einem Lehrer seine Aufgabe über den Kopf gewachsen war.

Der alltägliche schulische Überlebenskampf

Solche Fälle gab es dann zwar auch an der OR, aber die Langeweile war mit unserem ersten Schultag, dem 18. April 1972, schlagartig verschwunden. An ihre Stelle trat ein schulischer Überlebenskampf in praktisch allen Fächern, auch in jenen, die bis dahin zu meinen Stärken gehört hatten, so etwa in der Mathematik.

Der Deutschunterricht war eine der wenigen Ausnahmen, in denen ich anfangs ohne besondere Anstrengungen reüssierte. Wenigstens solange es um die faszinierenden Regeln und Feinheiten der deutschen Sprache ging. Mein Interesse und die entsprechenden Erfolgserlebnisse schmolzen jedoch rasch dahin, sobald es nicht mehr primär um Grammatik und Stil ging, sondern um scheinbar fast beliebige Interpretationen dessen, was Dichter und Denker mit der deutschen Sprache so alles angestellt hatten.

Ein Schlüsselerlebnis

Paradoxerweise hatte ich dann aber gerade auf diesem für mich undurchsichtigen literarischen Terrain ein positives Schlüsselerlebnis: Jeder von uns sollte über eines der «Gedichte des Expressionismus» in der Reclam-Ausgabe vortragen. Ausgerechnet in der Woche vor mir präsentierte nun der Klassenbeste im Fach seine souveräne Gedichtinterpretation. Wie konnte man nur auf solch clevere Gedanken kommen beim Lesen eines Gedichts? Noch am Vorabend meines eigenen Vortrags war ich ratlos, was ich zu meinem Gedicht Schlaues sagen könnte. Spätabends aber, unter wachsendem Zeit- und Erfolgsdruck, fiel es mir wie Schuppen von den müden Augen: Mein Gedicht, das von den Strapazen einer Seefahrt handelte, war eine Metapher für das menschliche Leben, für seine Unwägbarkeiten, Stürme, Freuden und Qualen. Plötzlich ergab alles einen Sinn, und so trug ich diese - im Rückblick naheliegende - Interpretation am nächsten Morgen mit Begeisterung und Erfolg vor.

Zwanzig Jahre später begann ich, über die Rolle von Metaphern für die Mensch-Computer-Interaktion und für die Geoinformatik zu publizieren. Metaphern wurden zum zentralen Forschungsthema meiner beruflichen Laufbahn.

Ein ketzerischer Gedanke zwischendurch

Was hätten unsere Deutschlehrer (und nicht nur diese!) doch alles aus unseren vielseitigen Interessen und aus solch kleinen Erfolgserlebnissen machen können, wenn sie nur gewollt hätten! Wie kann es sein, dass wir zum Beispiel kaum etwas von Ingeborg Bachmann hörten oder lasen? Sie stand damals auf dem Höhepunkt ihres Erfolgs, bevor sie während unseres zweiten Schuljahres auf tragische Weise verstarb. Aber nicht einmal ihr mysteriöser Tod wurde als Aktualitätsbezug genutzt. Dabei wären doch ihre Leidenschaften, etwa jene für einen fordernden Austausch mit intelligenten, kreativen und erfolgreichen Männern, spannend und anspornend gewesen für uns Jungs. Stattdessen mussten wir manche lahme Geschichte von oder über Autoren erdulden, deren Sprache oft weniger geschliffen und mitreissend war als jene Bachmanns.

Vergilbte Studien-Notizen als Unterrichtsmaterial

Am anderen Ende meines Leistungsspektrums lag zu Beginn der Geschichtsunterricht. Historische Wurzeln und Zusammenhänge hatten mich seit jeher fasziniert. So hatte ich in der vierten Primarschulklasse einen Vortrag über die 600-jährige Geschichte unseres Wohnhauses an der Trittligasse gehalten. Einige der damaligen Mitschüler erinnern sich bis heute daran, weil mich das Thema und das, was man im Staatsarchiv und in Büchern alles dazu herausfinden konnte, so leidenschaftlich packte. Auch für Weltgeschichte konnte ich mich begeistern, ging doch gerade der schreckliche Vietnamkrieg endlich seinem Ende entgegen, und der (aus heutiger Sicht beinahe anständig zu nennende) Präsident Nixon wurde aus dem Amt gejagt. Ich verschlang Bücher zur Geschichte der USA, von Alexis de Tocqueville bis George F. Kennan, aber auch solche von Jean-Rodolphe von Salis, dessen Weltchronik ich wöchentlich gebannt am Radio verfolgte.

Dagegen hatte das, was unser Geschichtslehrer aus seinen vergilbten Studien-Notizen vorlas, schlicht keine Chance. Dummerweise war sein Unterricht aber nicht nur geisttötend, sondern einschüchternd und damit mächtiger als jede Eigenmotivation. In jeder Stunde mussten ein paar auserwählt Unglückliche unter uns die Inhalte der letzten Lektion wiedergeben, allzu oft begleitet von zynischen Kommentaren und ad-personam Attacken des Lehrers.

In den schriftlichen Examen, angekündigt oder nicht, mussten wir längere Essays zu einem Thema aus der geballten Stoffladung von mehreren Wochen zu Papier bringen. Meine anfänglichen Noten lagen im alarmierenden Bereich zwischen 1.5 und 3, denn auswendig lernen konnte oder wollte ich nicht, und manchmal verstand ich nicht einmal, worum es inhaltlich ging: Nachdem der Lehrer in einer der allerersten Stunden deklamiert hatte, Königslisten seien eine wichtige Quelle zur Frühgeschichte, fragte ich mich noch wochenlang, was für schelmische Listen sich diese Könige wohl ausgedacht hatten, um der Nachwelt in Erinnerung zu bleiben...

Eine Gelegenheit zum Aufatmen und Austoben in Geschichte bot mir dann im zweiten Jahr ein Vertiefungskurs zur amerikanischen Geschichte bei einem anderen Lehrer. Dabei lernte ich nicht nur viel Spannendes, sondern konnte auch meiner Leidenschaft freien Lauf lassen und eine Brandrede zum amerikanischen Imperialismus halten. Ein weiterer Vertiefungskurs im dritten Jahr, dieser zu «Meteorological English», verband meine Leidenschaft für Sprachen mit dem väterlich vorbelasteten Interesse an Meteorologie. Das Gelernte (und der Lehrer selbst, durch seine Empfehlung) verhalfen mir dann bei der Aushebung zu einem der begehrten raren Posten als Wetter-Soldat der Luftwaffe.

«Parlate ragazzi, parlate!»

Weitere Gelegenheiten für intellektuellen und emotionalen Ausgleich zum obligatorischen Schulprogramm boten mir das Schulorchester und das Wahlfach Italienisch. Diese wunderschöne und musikalische Sprache

wurde uns anhand von Kochrezepten schmackhaft gemacht, jeweils von 11 bis 12 Uhr vormittags, bei zunehmend knurrenden Mägen. Vor allem aber ermutigte uns der Lehrer, einfach drauflos zu sprechen («parlate ragazzi, parlate!»), ein im Vergleich zum damaligen Französisch- und Englischunterricht eher subversiver, aber hilfreicher Ansatz.

Irgendwo zwischen den langweilig-qualvollen Geschichtslektionen und den seltenen Lichtblicken im Deutsch siedelten sich alle übrigen Fächer an. Ob ich eines davon als interessant, oder wenigstens als erträglich empfand, hing jeweils weniger von meinen Vorlieben und Stärken ab als von der Persönlichkeit des Lehrers. Besonders einflussreich für mich war der noch junge Mathematiklehrer, der frisch vom Studium zu uns kam. Er wollte uns nicht nur für Algebra und Geometrie begeistern, sondern auch für platonische Dialoge. An der Algebra scheiterte ich zwar vorerst kläglich, machte sie dann aber gute zehn Jahre später (als abstrakte Algebra) zum Hauptinstrument meiner Informatik-Forschung.

Bei den platonischen Dialogen blühte ich hingegen so richtig auf, was den Lehrer vielleicht dazu bewog, mich am Ende der Probezeit auf den erforderlichen Notendurchschnitt zu hieven. Das war vielleicht unfair gegenüber jenem Viertel der Klasse, der in der Probezeit scheiterte, zeugte aber vom pädagogischen Geschick, nicht nur Leistungen, sondern auch schwerer fassbare Potenziale eines Schülers zu berücksichtigen. Daran erinnerte ich mich immer wieder gerne (und oft erfolgreich) bei Berufungsverfahren an Universitäten.

Im Fach Mathematik schaffte ich dann eine 6 in der Matura, ebenso wie in Geschichte, wo das erzwungene Auswendiglernen sich schliesslich als nützliche Grundlage entpuppte, um über das Gelernte nachzudenken und es einzuordnen. Aufgrund dieser etwas ungewöhnlichen Bilanz, aber auch angesichts der bei mir damals geweckten oder gepflegten Interessen, war das "N" im MNG für mich nicht besonders erfolgreich oder gar prägend. Daran änderte auch der 6er in Chemie nichts, bei dem es sich wohl um einen Buchungsfehler handelte. Im Rückblick wünsche ich mir, es hätte

damals so etwas wie ein “Mathematisch-Literarisches Gymnasium” (MLG) gegeben, auch wenn mir das “N” aber sicher nicht geschadet hat.

Unscheinbarer Mitschüler

Was nun allerdings einen allfälligen Beitrag meinerseits zur Besonderheit unserer Klasse betrifft, so fällt mir nichts Erwähnenswertes ein. Ich kam mir damals, und komme mir bis heute so vor, als wäre ich ein unscheinbarer, im Klassenverband durchaus entbehrlicher Mitschüler gewesen. Gefühlt stand ich immer ein wenig neben den Schuhen und gehörte nirgends so richtig dazu. Am offensichtlichsten war dies im Turnunterricht, wenn jeweils vor dem obligaten Fussballspiel die Asse ihre Teamkollegen pflückten, einen nach dem anderen, bis nur noch einer da stand - und der war immer ich, weder bestellt noch abgeholt. Wenn auch mein Abseits-Stehen bei diesem und bei anderen Spielen (etwa beim Dating und beim Prahlen davon) mein schwaches Selbstbewusstsein nicht eben stärkte, so schien es mir doch auch irgendwie passend, sodass ich nicht ernsthaft darunter litt.

Schliesslich war mir ja bewusst, dass ich in mancherlei Hinsicht ein Spätzünder war - wenn auch einer mit leistungsfähiger Batterie. In der Steiner-Schule hatte ich gelernt, diese Batterie zu pflegen und sie regelmässig aufzuladen, etwa durch Musizieren, Freundschaften oder Bergferien. So hatte ich immer (und habe bis heute) genügend Energie, etwas Neues zu lernen und es war vielleicht fast unausweichlich, dass ich selbst Lehrer wurde, an vier verschiedenen Universitäten, in den USA, Österreich und Deutschland. Damit musste ich diese Freude am Lernen nie aufgeben und durfte sie vor allem auch weitergeben. Das intellektuelle und emotionale Fundament dafür legten die viereinhalb Jahre in unserer Schicksalsgemeinschaft der OR/MNG-Klasse.

Vom Pfannenstil an die Oberrealschule

Ueli Looser (Zürich)

Einer typischen Mittelstandsfamilie ohne direkt bildungsnahen Hintergrund entstammend bin ich, aus dem damals noch ländlichen Gebiet um den Pfannenstil, zusammen mit einem Sekundarschul-Kollegen an die damalige Oberrealschule Rämibühl gelangt. Meine damaligen Lehrer an der Sekundarschule haben mich zu diesem Schritt ermuntert und gedrängt. Spezielle Prüfungsvorbereitungen, abgesehen vom Lösen einiger früherer Prüfungsbeispiele, von ihnen zur Verfügung gestellt, gab es damals nicht.

Das MNG Rämibühl hat mir als vierzehnjähriger Jugendlicher vom Land eine völlig neue, bis dahin unbekannte Welt eröffnet. Ich war vom Wunsch beseelt, meine Eltern, die mich in schulischen Belangen nicht unterstützen konnten, unter keinen Umständen zu enttäuschen. Die Oberrealschule Rämibühl, damals eine reine Knabenschule, war zu jener Zeit eine typische Aufsteigerschule für talentierte, leistungsbereite Jugendliche. Jugendliche aus eher bildungsnahem Umfeld haben eher das Langzeit-Gymnasium absolviert.

Die ersten Monate während der Probezeit im neugebauten, düsteren, allerdings architektonisch viel gelobten Schulkomplex Rämibühl waren anfänglich eher furchteinflössend. Unser Klassenzusammenhalt war von Anfang an gut und gegenseitig unterstützend. Dank guten Lehrern, insbesondere dank unseres geschätzten Turnlehrers, haben wir alle verstanden, dass wir im selben Boot sitzen und in die gleiche Richtung rudern.

Nach dem zweiten Schuljahr mit ausgezeichnetem Physikunterricht und im dritten Schuljahr dank einer eindrucklichen Persönlichkeit als unser Mathematiklehrer hat sich für mich eine neue, mir bislang unbekannte intellektuelle Welt sowohl in den Natur- wie auch in den Geisteswissenschaften eröffnet. Der Zusammenhalt in unserer Klasse hatte sich im Verlaufe der Schulzeit weiter verstärkt; so haben wir als Klasse

gemeinsame Sportferien organisiert und haben auch ausserhalb des eigentlichen Schulbetriebs viel Zeit miteinander verbracht.

Auch heute noch gehören einige Klassenkameraden aus der damaligen Mittelschulzeit zu meinen engsten Freunden. Unser Turnlehrer sowie unser Mathematiklehrer sind für mich, auch nach der Matura bis zu ihrem Ableben, äusserst geschätzte Mentoren geworden. Sei dies für meine Studienwahl wie auch für meine langjährigen Militärdienst-Aktivitäten, waren beide immer wieder vertrauensvolle und wohlwollende Ansprechpersonen. Dank ihnen durfte ich während meines Studiums an der ETH Zürich schon kurz nach der Matura am MNG Rämibühl Mathematik und Physik unterrichten, was mir grosse Freude bereitet hat, und mir half, gemeinsam auch mit meinen Militärdienst-Aktivitäten, mein Studium weitgehend selbst zu finanzieren.

Ich bin dem MNG Rämibühl und meinen damaligen Klassenkameraden zu grossem Dank verpflichtet. Die Schulzeit ist für mich in vielfältiger Weise für meine Studien- und berufliche Laufbahn prägend gewesen. Auch unsere drei Söhne haben ihre Mittelschulzeit, nach zwei Jahren Schulzeit am LG Rämibühl, am MNG Rämibühl verbracht und sind nachher an die ETH Zürich gewechselt. Alle drei haben mit dem Master (Theoretische Physik, Mathematik, Umweltingenieur) abgeschlossen. So hat sich der MNG Rämibühl Kreis zwischen 1972 und 2018 für unsere Familie über meine eigene Schulzeit hinaus wieder geschlossen.

Der Ritt auf dem Wüstenschiff

Herbert Matthys (Riehen)

Meine Familie

Mein Vater bestand 1939 die Matura an der OR, in der damaligen Flegelburg an der Rämistrasse. Im Zweiten Weltkrieg studierte er Ingenieur-Chemie an der ETH, musste in dieser Zeit an die Front und konnte sein Studium nur mit einem Notdiplom abschliessen. Wir Kinder sollten es einmal besser haben. 1946 heiratete er meine Mutter, die Chefsekretärin war und wohl das Talent gehabt hätte, Konzertpianistin zu werden. So aber wurde sie Hausfrau, schmiss den Haushalt mit knappen Mitteln, gebar fünf Kinder und begleitete die ganze Familie souverän am Klavier beim Musizieren mit Geige, Flöte, Cello und Trompete.

Mit meinem Vater besuchte ich regelmässig Orgelkonzerte. An den Sommer-Sonntagen waren wir meistens mit dem Segelboot auf dem Zürichsee, und an den Samstagen bauten wir im Hinterhof des Mietshauses an seinem zweiten Boot. Deshalb war die Zeit für Hausaufgaben knapp und sie wurden immer erst im letzten Moment fertig.

Die Verpflichtung

Wieso erzähle ich dies? Im streng protestantischen Elternhaus herrschten klare, konservative Vorstellungen. Meine beiden deutlich älteren Schwestern durften nicht studieren, da ja noch drei Söhne nachkamen, die für ein Studium Priorität hatten, und das Geld nicht für alle reichte. Ich, als Ältester der drei, wollte Ingenieur werden. Also schickten mich meine Eltern nach acht Jahren Volksschule an die Oberrealschule.

Ein Versagen, also das Nichterreichen der Matura, war rückblickend absolut undenkbar. Ob ich das damals auch so empfand, weiss ich heute ehrlich gesagt nicht mehr. Genauso wenig weiss ich, was ich im Falle des Versagens gemacht hätte. Aber mit ungenügenden Noten wollte ich zu Hause möglichst nicht aufkreuzen. Ich bestand die Aufnahmeprüfung,

überstand die Probezeit und war danach vier Jahre unterwegs Richtung Studium.

Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer und auch Sprachen lagen mir grundsätzlich. Hingegen hasste ich Fächer, bei denen ich auswendig lernen musste, insbesondere Geschichte und Geografie. Fürs Lernen war ich denn auch auf mich allein gestellt. Mein Vater war tagsüber ausser Haus. Meine Mutter konnte nicht helfen. Die beiden Schwestern waren zu Beginn meiner OR-Zeit schon ausgezogen. Immerhin hatte ich dadurch ein eigenes Zimmer, und meine jüngeren Brüder teilten ein zweites.

Für Ablenkung war hingegen stets gesorgt. Jemand machte immer Musik. Wir spielten zusammen, diskutierten wilde Ideen oder stritten uns auch mal ums Essen, obwohl immer genug für alle da war. In der Schule versuchte ich, mit so wenig Aufwand wie möglich durchzukommen, und pubertierte, sonst eher angepasst, wohl vor allem dort. Das wäre ein halbes Jahr vor der Matura beinahe schiefgegangen und ich wurde nur provisorisch ins Matura-Halbjahr übernommen, kriegte die Kurve aber gerade noch rechtzeitig.

Schulzeit und Zeitgeist

Eine wichtige Nebenbeschäftigung meinerseits war das Sammeln von Sprüchen unserer Lehrer, die wir dann in der Maturazeitung zu einem subversiven, dadaistischen Dialog zusammenführten. Für solche Aktivitäten engagierte ich mich stets begeistert. Zu dieser Zeit war Summerhill noch hoch im Kurs. Nicht zu Hause, aber in der Schule schwebte der Geist der Antiautorität durch die Räume. Da Gottfried Keller von der Industrieschule (Vorläuferin von OR/MNG) verwiesen worden war, was sich natürlich später als peinlicher Fehler erwies, konnten wir fast sicher sein, dass niemand von uns aus disziplinarischen Gründen von der Schule fliegen würde.

Ich war denn auch für Schäden am Schulhaus mitverantwortlich, was für meine Eltern und mich zwar zu einer Vorladung beim Prorektor, aber eben

nicht zu meinem Rauswurf führte. Eine gesunde Skepsis gegenüber Formularen und Vertretern der Obrigkeit (z.B. Lehrern) entstand in dieser Zeit. Die Studentenunruhen waren ja ebenfalls erst vor vier Jahren gewesen. Ich machte mir mit allerlei, meist harmlosem, Unfug Luft. Bei einer statistischen Umfrage zu Herkunft und familiärem Umfeld beantwortete ich die Frage nach der Stellung meines Vaters im Beruf mit «stehend».

Zudem meinte ich mal scherzhaft, dass wir insofern von der 68er-Generation profitierten, als wir die ganze Gymnasialzeit mit einem einzigen Paar Jeans bestreiten konnten. Sinngemäss stimmte dies schon. Die Äusserlichkeiten waren sekundär. Es gab kein Konkurrenzdenken darüber, wer welche Klamotten trug, vielleicht auch, weil wir eine der letzten reinen Knaben-Klassen waren.

Fächer und Lehrkräfte

Dummerweise unterrichtete unser Klassenlehrer Geschichte auf äusserst langweilige Art. Ich hatte nur ein einziges Mal auf Anhieb eine genügende Prüfungsnote, und zwar über das Thema Zwingli und Luther. Das dazu benötigte Wissen kam allerdings nicht aus dem Unterricht, sondern aus dem protestantischen Elternhaus. Dabei hätte uns die Geschichte so viel lehren können.

Im Deutsch brillierte ich durch Aufsätze, die gleichzeitig mit der Bestnote Sechs im Stil und Inhalt, aber mit einer grottenschlechten Eins in Grammatik benotet wurden. Ansonsten soll ich im Unterricht immer wieder gedöst haben, sodass meine Kameraden frotzelten: «Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf». Dass wir Bölls Ansichten eines Clowns lasen, führte mich zur deutschen Literatur der Nachkriegszeit, unter anderem mit Lenz und Grass. Wir verheizten einige Deutschlehrer, nahmen aber doch das eine oder andere mit. Geblieben ist mir, dass einer von ihnen sagte, wir müssten nicht an die Bibel glauben, aber wir müssten deren Inhalt kennen, da er die Basis unserer Kultur sei. Oder dass ein anderer meinte: «Goethe

sollte sich schämen – von Kopf bis Fuss, aber ganz besonders in der Mitte». Wieso Goethe sich schämen sollte, weiss ich leider nicht mehr.

Im Englisch startete ich mit drei Einsen in Serie und schaffte eine genügende Maturanote, trotz Unterstützung seitens meiner Kameraden in der Vorbereitung der Examina, nur mit Müh' und Not. Diese Scharte wetzte ich erst nach dem ETH-Studium mit einem Proficiency Exam aus, welches ich mit Bravour bestand. Aber da wusste ich auch, wofür ich gelernt hatte.

In meinem Lieblings-Sprachfach Französisch war ich gut, denn meine neun Jahre ältere Schwester hatte einen Romand geheiratet. Das war Motivation genug. Der Französischlehrer gab uns ein paar wichtige Dinge mit auf den Weg. Wir diskutierten die Theorien von Marcuse und deren Einfluss auf die Pariser Studentenproteste. Mitgenommen habe ich davon hauptsächlich ein tiefsitzendes Misstrauen gegenüber Politik und Ideologien aller Art. Auch lehrte er uns, dass man ohne Kenntnis der einem Text zugrunde liegenden Kultur keine guten Übersetzungen machen kann. Demonstriert hat er dies, indem er uns die erste Seite der Deutschstunde von Siegfried Lenz auf Französisch übersetzen liess. Es blieb beim Versuch.

Ausserdem durften wir keine Übersetzungswörterbücher à la Langenscheidt verwenden, sondern mussten uns mittels Synonymen und Antonymen im Micro Robert so lange durch ähnliche Begriffe hangeln, bis wir einen Ausdruck mit befriedigender Definition für unseren Verwendungszweck gefunden hatten. Das dauerte, trainierte aber das laterale Denken und die Suchstrategien, beides später noch oft sehr nützlich, und natürlich auch das Verständnis für die Sprache, deren Aufbau und Kontext. Zu guter Letzt zeigte er mit den Exercices de style von Raymond Queneau, wie unterschiedlich dieselbe kurze Geschichte auf verschiedenste Art wahrgenommen und erzählt werden kann.

Im Turnen war ich eine Flasche. Aber unser Turnlehrer war menschlich vom besten Holz. Er leitete die Skilager in Davos, die mir auch wegen der nächtlichen Eskapaden besonders gut in Erinnerung geblieben sind. Und

wenn er im Turnunterricht das Gefühl hatte, wir wären aufgrund der letzten Mathe-Stunde etwas aggressiv, liess er uns fünf Minuten mit dem Medizinball Rugby spielen und danach absolvierten wir das eigentliche Sportprogramm. Einer seiner Lieblingssprüche über uns war: «Alles gschiidi Manne, aber kei Ahnig».

Chemie, Physik und Biologie mochte ich. In Biologie hatte ich meine beste Maturanote, allerdings nur deshalb, weil der Biolehrer ein begeisterter Verhaltensforscher war. Über diesen Kerl könnte ich so einiges erzählen. Er war ein ganz extremer Choleriker und Sanguiniker. Ich fürchtete und mochte ihn. Ja, das geht! Was ich dort über Menschen und deren Gruppendynamik lernte, sollte in meinem späteren Leben noch bedeutend werden. Im Übrigen predigte er, ein Pfarrerssohn und Atheist, Spekulation sei geistige Unzucht. Er verlangte vorurteilsfreie Hypothesen und deren methodische Beurteilung. Das Experiment, das mir in diesem Zusammenhang im Gedächtnis bleibt, war ein Scheidetrichter, der Chlorophyll enthielt, gelöst in Wasser und Toluol. Im Toluol, das die obere Phase bildete, war die Farbe gelblich und im unteren grün. Daher seine Hypothese, die es wissenschaftlich zu beweisen oder zu widerlegen galt: «Grün schwimmt auf Gelb!».

Der Chemielehrer war sehr korrekt und zu dem Fach hatte ich wegen meines Vaters eine besondere Beziehung. Also machte ich auch ein Wahlpraktikum in Chemie und stellte Azofarbstoffe (stark exotherme Reaktion) und Acetylsalicylsäure (Aspirin) her. Letzteres testete ich erfolgreich im Selbstversuch.

Der zweite (oder war es der dritte?) Mathelehrer war gleichzeitig Prorektor und Oberst im Militär. Dadurch fielen öfters Stunden aus. Aber er brachte den Stoff irgendwie durch und uns die Schönheit der Mathematik nahe. Das half dann im Studium und macht auch heute noch ab und zu Spass. So freut es mich, dass mein Geburtsdatum in drei Formaten eine Primzahl ist!

Ich habe nicht alle Lehrer erwähnt. Aber alle haben Spuren hinterlassen und uns Dinge fürs Leben mitgegeben, einige später wichtig, viele eher unbedeutend.

Das Wüstenschiff: Klasse und Mitschüler

Die Klasse setzte sich aus Schülern aus der Stadt und der Region zusammen. Etwa die Hälfte der Klasse nahm obligatorisches Italienisch, die andere Englisch. Bei der ersten Vorstellung erzählte ein Mitschüler, der spätere Klassenprimus, sein Urgrossvater sei Stationsvorstand am SBB-Bahnhof Meilen gewesen. Das kam mir bekannt vor. So erfuhren wir von unserem gemeinsamen Urgrossvater.

Einige Schüler hatten einen langen Schulweg und blieben über Mittag in der Mensa. Meine Familie wohnte hingegen nur zehn Minuten zu Fuss entfernt, sodass ich immer zu Hause ass. Dadurch war ich auch ein wenig ein Eigenbrötler und bekam wohl einiges, was an Klassendynamik über Mittag so ablief, gar nicht mit.

Die Klasse hatte kein eigenes Klassenzimmer. Aufgrund der Babyboomer-Generation reichten die Zimmer im fast neuen Schulhaus dafür nicht aus. Also zogen wir als sogenannte Wanderklasse durchs Schulhaus und richteten an mehreren Orten Schäden an. Manchmal träume ich noch heute, es wäre der erste Schultag im Semester und ich fände mein Schulzimmer nicht.

Rasch freundete ich mich mit einem Mitschüler an, der von der Steinerschule in die OR übergetreten war und ebenfalls Cello spielte. Es wurde eine Freundschaft auf Lebenszeit, obwohl wir später kaum je mehr in derselben Stadt oder auf dem gleichen Kontinent lebten. Zwei Mitschüler kamen aus der gleichen Sekundarklasse wie ich, alle übrigen lernte ich erst in der OR kennen. Ein direkt in die 2. Klasse eingestiegener Mitschüler kam samstags aus religiösen Gründen nicht zur Schule, war aber ein gescheiter Kerl und bestand auch so. Ein anderer konnte den ganzen Physik- und Mathe-Stoff jeweils schon bevor er unterrichtet wurde. Wieder andere hatten schwierigere Voraussetzungen oder nicht genügend

Mittel, um eine Matura zu bestehen. Entsprechend verloren wir über die viereinhalb Jahre einige Mitschüler, auch einen, mit dem ich bis heute befreundet bin.

Während bei genügender Anzahl der Probanden die Notenverteilung eine Gausskurve darstellt, also dem Höcker eines Dromedars gleichen sollte, ritten wir meist ein Kamel mit zwei Höckern. Meine eigenen Leistungen lagen dabei für gewöhnlich am Tiefpunkt zwischen den beiden Höckern, sodass ich zwar durchkam, aber nie brillant war. Entsprechend waren sowohl der Ritt auf dem Wüstenschiff als auch die Perspektive, am Ziel anzukommen, stets etwas wacklig.

Die Besonderheit unserer Klasse, die bezüglich Herkunft und schulischen Voraussetzungen sehr durchmischt war, kam aber auch daher, dass einige Schüler wirklich brillant waren. Die Klasse wuchs über die Jahre zusammen, vielleicht gerade, weil die äusseren Umstände eher dagegen sprachen. Massgeblich beteiligt waren eben jene guten Schüler, die diejenigen förderten, die diese Unterstützung suchten. Die Selektion war trotzdem unerbittlich. Wir waren an der Matura, trotz neu Hinzugekommenen, nur noch 16 von ursprünglich, glaube ich, 23 Mitstreitern. Und auch viele Mitschüler hinterliessen natürlich Spuren oder wurden in meinem späteren Leben erneut wichtig. Darauf komme ich noch zurück.

Ausserhalb der Schule

Nach den Hausaufgaben, für die ich mir ein Zeitbudget von maximal zwei Stunden pro Tag einräumte (weniger war schon damals mehr), übte ich, wenn ich nicht zu faul dazu war, Cello. Ich nahm auch vierzehntäglich Stunden bis zum Studienbeginn. Zudem las ich viel. Im Rest der Zeit interessierte ich mich für Audiotechnik von ihren Anfängen bis heute. Da lebte ich mein Bedürfnis nach Kreativität aus. Ich baute zum Beispiel einen Detektorempfänger oder x-fach optimierte Lautsprecherboxen. Diese Kombination von Planen und Werken war für mich ein idealer Ausgleich zur Büffelei für die Schule. Denn ich war nie der Bewegungstyp.

Andere engagierten sich im gleichen Alter in einem Turnverein oder besaßen ein Töffli, welches sie pflegten und frisierten. Dazu fehlte mir das Geld und wohl auch der Drang, eines zu besitzen. Ein erstes Rennvelo (denn ich bewegte mich doch) verdiente ich mir mit Ferienarbeit bei einem Möbelrestaurator und als ungelernter Hilfsarbeiter bei einem Orgelbauer in Männedorf. Damit fuhr ich dann an freien Nachmittagen um den Zürichsee oder in den Ferien zu meiner Schwester nach Lausanne.

Nach der Matura

Nach der Schule ist auch vor der Schule. Darüber dachte ich damals zwar nicht nach. Aber die ETH, an der ich Maschineningenieurwesen Richtung Verfahrenstechnik studierte, war zu diesem Zeitpunkt eine Berufsschule und weit weg von einem universitären Betrieb. Auf diesen Leistungsdruck hatte uns das MNG gut vorbereitet. Mit dem ETH-Diplom hatte ich dann nicht nur eine Ausbildung, sondern einen Beruf.

In dieser Zeit begann ich mich stärker vom Elternhaus zu lösen, sachte und langsam, denn die ETH lag nur zehn Minuten von zu Hause entfernt und ich wohnte aus finanziellen Gründen noch zu Hause. Ich fing indessen an, in einer Jazzband Kontrabass zu spielen, fand dadurch, Einzelgänger der ich war, neue Freunde und indirekt später auch meine Frau.

Im Studium zehrte ich zwar auch von dem in der Mittelschule angeeigneten Wissen, viel mehr aber noch davon, dass wir gelernt hatten zu büffeln. Der wöchentliche Zeitaufwand wurde im Studium mit 60 Wochenstunden veranschlagt. Das dürfte in meinem Fall relativ gut zugetroffen haben. Erstmals war ich nun mit komplizierten Verständnisfragen konfrontiert, für die ich vorerst keine praktische Anwendung kannte. Das führte mich an die Grenzen meines Könnens und auch dazu, dass ich ein Vordiplom zweimal machen durfte. Im Alter von 23 Jahren hatte ich mein Diplom in Verfahrenstechnik und meinen ersten Job trotzdem im Sack und hatte die Erwartungen meiner Eltern erfüllt.

Mit 25, nach gut eineinhalb Jahren im Grossbetrieb, kamen Zweifel auf, ob ich noch 40 Jahre bis zu meiner Pension so arbeiten wollte. Ich sah darin

vorerst keine Perspektive, zog endlich von zu Hause aus, ging zurück an die ETH und promovierte sechs Jahre danach zum Dr. sc. techn. (PhD der technischen Wissenschaften). In dieser Lebensphase genoss ich endlich das Studentenleben, besuchte Freifach-Vorlesungen zu Musik, über Wein (mit Übungen), Geschichte (auf Französisch) und über die Revision der Schweizer Verfassung. Und ein Jahr vor meiner Promotion heirateten meine Frau und ich.

Nach der Promotion

Eine akademische Laufbahn habe ich nie erwogen. Daher fand ich mich mit 31 Jahren erneut in der Industrie wieder, leitete dort komplexe Investitionsprojekte, verbrachte mit meiner Familie zweieinhalb Jahre in den USA und verliess danach das Unternehmen, um, zurück in der Schweiz, einen Engineering-Bereich aufzubauen, dem ich dann, durch wechselnde Konstellationen, knapp 18 Jahre vorstand. Nun profitierte ich sehr davon, dass ich neben dem Fachwissen sehr viele andere Interessen und aufgrund der Gymnasialzeit andere Wissensquellen hatte und so besser auf unterschiedlichste Menschen eingehen konnte.

Die Lektionen aus der Verhaltensforschung kamen, vor allem in kritischen Momenten, auch wieder zum Einsatz. Ebenso half es, dass mein Cousin-Mitschüler, der nach einem Physik- und nachfolgendem Ökonomiestudium viele Jahre in der Unternehmensberatung tätig war, mich einige Zeit im Verwaltungsrat coachte. Das war besonders wertvoll.

Mit einem anderen Mitschüler erfand ich zu Beginn der Ausgliederung meines beruflichen Verantwortungsbereichs in ein Joint Venture den Firmennamen. Das wäre in beiden Fällen nicht so gekommen, wenn wir in der OR nicht eine starke Vertrauensbasis in Persönlichkeiten und Fähigkeiten aufgebaut und später den Kontakt gehalten hätten.

Darauf beruht unser klasse Netzwerk, ohne jegliche Statuten oder Zwänge. Wir haben gemeinsame Interessen und eine starke gemeinsame Vergangenheit.

50 Jahre danach: Was bleibt?

Heute bin ich Witwer und Rentner (das klingt irgendwie nutzlos und grauenhaft), reise gerne, genieße Musik, Kunst und Kultur. Meine letzten Verwaltungsratsmandate habe ich abgegeben. Mit meinen beiden Söhnen und ihren Partnerinnen verstehe ich mich gut, und mein neues Glück mit meiner neuen Partnerin bereichert mein Leben ungemein. Kürzlich begann ich zudem wieder, mit ein paar Freunden Jazz zu spielen. Im Alltag stehen nicht mehr schulisches Wissen oder gar beruflich Erreichtes im Vordergrund. Es sind heute vielmehr Themen, auf die uns die Schule nicht vorbereitet hat, wie etwa der Umgang mit dem Altern.

Die Matura erreicht zu haben, schuf hingegen die Basis für das Studium und die spätere Dissertation. Die Erfahrungen aus der Schulzeit motivierten mich zudem wiederholt, neugierig zu bleiben, gebotene Chancen zu ergreifen sowie zahlreiche Rückschläge im Leben einzustecken. Und sie hat mich gelehrt, zu lernen und Wissen zu adaptieren. Geblieben sind langjährige Freundschaften und immer wieder wertvolle Gespräche mit Gleichgesinnten. Was kann man von viereinhalb Jahren intensiver Schulzeit mehr erwarten?

Fussnote: Die Geschichte zu Gottfried Kellers Verweis von der Schule findet man unter <https://www.gottfriedkellerzuerich.ch/karte/das-carolinum-als-ort-von-kellers-biographischer-katastrophe>

Was konnte ich beeinflussen? Was hat sich ergeben?

Dario Milano (Meilen)

Rückblick

Ich bin im Aussenquartier Zürich-Schwamendingen geboren und aufgewachsen, als Sohn italienischer Einwanderer, zusammen mit meiner drei Jahre jüngeren Schwester. Schwamendingen war damals noch eher ländlich geprägt; im ehemaligen Dorfzentrum weideten sogar noch Kühe. Meine Eltern waren aus wirtschaftlichen Gründen von Italien in die Schweiz gezogen. Aufgrund der guten Leistungen in der Schule, wurde mir in der 3. Sekundarschule von den Lehrern empfohlen, ins Gymnasium zu gehen. Meine Eltern freuten sich sehr darüber.

Schulzeit

Ich bestand die Aufnahmeprüfung und war in unserem grossen italienischen Verwandten- und Bekanntenkreis der Einzige, der «studieren ging». 1972 trat ich als 16-jähriger im Anschluss an die 3. Sekundarschule ins Gymnasium Rämibühl Zürich ein. Ich war beeindruckt von der Grösse des Schulhauses und der gesamten Schulanlage. Allerdings machte der städtische nüchterne Betonbau in abgestuften Grautönen einen kühlen Eindruck auf mich. Da ich aus der 3. Sek kam, hatte ich am Anfang gegenüber den Mitschülern aus der 2. Sek in einigen Fächern einen leichten Vorsprung. Aufgrund der Herkunft meiner Eltern war ich zweisprachig aufgewachsen, italienisch/deutsch und brachte dadurch für das Schulfach Italienisch gute Voraussetzungen mit. Die Ausgangslage war gut.

Leider änderte sich das im Laufe der Zeit. Der anfängliche Wissensvorsprung schmolz dahin, das Tempo, in dem der neue Schulstoff vermittelt wurde, war sehr hoch und die Anforderungen ebenso. Die 3. Sek. war ein sehr gemütliches Jahr gewesen. Es standen andere Werte im

Vordergrund; Berufswahl und Lehrstellensuche hatten Priorität. Was die schulischen Anforderungen anbelangte, glich der Übergang in die Mittelschule dem Umsteigen von einem Bummelzug in einen Schnellzug. Ich war anfangs die Sache zu entspannt angegangen und musste mich schleunigst umstellen. Es galt: «Das ist der Rhythmus, wo jeder immer mit muss.» (Wolfgang Remmler/Keine Sterne in Athen).

Ich würde heute jedem empfehlen, es wenn möglich aus der 2. Sek zu versuchen. Leider hat es mir in meinem Umfeld damals niemand empfohlen. Zum Glück gab es in meiner Klasse hilfsbereite Mitschüler, die mir in ihrer Freizeit in Mathematik und Physik halfen, gewissermassen als Stützunterricht. Heute ist daraus ein grosser Wirtschaftszweig geworden, von dem kommerzielle Institute profitieren. Damals gab es so etwas noch nicht, oder ich kannte es zumindest nicht, und für meine Eltern wäre es eine grosse finanzielle Belastung gewesen. Einzelnen hilfsbereiten Mitschülern ist es zu verdanken, dass die Klassengrösse bis zur Matura nicht weiter abnahm.

Am Ende meiner Schulzeit war ich glücklich und froh, die Matura bestanden zu haben. Ich hatte mein Ticket gelöst, das mir viele Möglichkeiten eröffnete. Ich konnte meine Pläne angehen und hatte die Chance, mein Leben so zu gestalten, wie ich es mir vorstellte. Am Gymnasium Rämibühl empfand ich den Umgang mit den Lehrern grösstenteils als sehr unpersönlich. Es mag an der grossen Anzahl der Klassen und Schüler gelegen haben, dass die Lehrer den Unterricht sehr sachlich hielten.

Es gab auch Ausnahmen: Zu einigen Lehrern hatte ich einen sehr guten Zugang. Meist bestand eine klare Hierarchie zwischen Lehrer und Schüler. Die Grenzen waren klar definiert. Einmal musste ich zu einer Besprechung ins Schulzimmer, der Klassenlehrer war schon anwesend. Zur Begrüssung wollte ich ihm die Hand geben. Er meinte, es stehe mir nicht zu, als Erster die Hand zu geben, ich müsse warten, bis die höher gestellte Person die Hand anbiete.

Rolle der Eltern

Von Kollegialität war bei vielen Lehrern wenig zu spüren. Der Zeitgeist der 1970er Jahre hat wenig zur Harmonie beigetragen. Rückblickend ist mir klar, wie entscheidend die Rolle der Eltern während der gesamten Schul- und Ausbildungszeit sein kann. Ihre Motivation, ihr Bildungsstand, ihr persönlicher Einsatz und ihre finanziellen Möglichkeiten können wesentlich dazu beitragen, ob Kinder erfolgreich sind oder nicht. Meine Eltern kamen aus einfachen Verhältnissen und hatten nur eine Grundschulbildung. Beide haben gearbeitet. Die Arbeit zum Geldverdienen stand immer im Vordergrund, deswegen waren Sie auch in die Schweiz gezogen.

Unternehmen, im Sinne von Ausflügen und Anlässen, haben meine Eltern mit uns nur wenig. Wir waren viel zuhause, haben Karten gespielt, andere Spiele gespielt und hatten eine schöne Zeit miteinander. Alles im Familienkreis, die Eltern, meine Schwester und ich. Oft kamen Verwandte zu Besuch oder wir gingen zu ihnen. In die Ferien ging es immer zu den Grosseltern nach Italien, nie woanders hin. In der Schule unterstützten sie mich, so gut sie konnten. In schulischen Belangen waren ihre Möglichkeiten jedoch begrenzt, da war ich weitgehend auf mich allein gestellt. Ich nehme an, dass es damals vielen anderen ähnlich ging. Man musste halt selbst schauen. Heute dürfte es hingegen kaum schwierig sein, bei Bedarf ein entsprechendes Angebot für Stützunterricht zu finden.

Studienjahre

Die anschliessenden Studienjahre zählen zu meinen schönsten Jahren. Es war eine Zeit der Freiheit und Unabhängigkeit und der Ablösung vom Elternhaus. Nach der Matura habe ich ein halbes Jahr gearbeitet, kaufte mir dann ein Motorrad und reiste anschliessend sechs Monate lang durch ganz Italien, bis in den Süden. Es war herrlich. Ich besuchte Verwandte und Bekannte, hatte wunderbare Erlebnisse und lernte viele neue Leute kennen.

Meinen Berufswunsch hatte ich bereits während der Sekundarschule getroffen. Medizin oder Architektur. Er war mit ein Grund, weshalb ich ins Gymnasium ging. Die endgültige Entscheidung war jedoch ein längeres Hin und Her zwischen diesen beiden Richtungen. Ich wollte einen Beruf, in dem ich einerseits viel mit Menschen zu tun hatte und andererseits auch handwerklich arbeiten konnte. Deshalb entschied ich mich für Zahnmedizin, weil sich für mich darin beides vereinte. Das Interesse an der Humanmedizin blieb jedoch stets präsent.

Nach dem Abschluss in Zahnmedizin war mein Interesse an der allgemeinen Medizin erst recht geweckt. Ich wollte auch als Zahnarzt mehr über Medizin wissen als nur das, was im Zahnmedizinstudium vermittelt wurde. An meiner ersten Stelle als Zahnarzt konnte ich mit dem Praxisinhaber vereinbaren, dass ich parallel zur Arbeit das Medizinstudium absolvieren und abschliessen konnte. Mein Arbeitspensum konnte ich den Gegebenheiten anpassen. Es war eine strenge Zeit und organisatorisch nicht immer einfach, aber ich konnte mein Studium erfolgreich abschliessen.

Beruf

Ich habe kurze Zeit als Arzt gearbeitet, bin dann wieder zurück zur Zahnmedizin und habe an der Uni Zürich eine zahnärztlich chirurgische Weiterbildung absolviert. Im Anschluss daran habe ich meine eigene Praxis eröffnet, in der ich 25 Jahre tätig war. Das zusätzliche Medizinstudium hat mir in der Patientenbehandlung viel Sicherheit gegeben. Ich habe es nie bereut, dieses anspruchsvolle Studium auf mich genommen zu haben. Ich hatte viel Freude an meinem Beruf und die vielen persönlichen Kontakte zu meinen Patienten bedeuteten mir sehr viel. Es galt nicht nur Zähne zu sanieren und Beschwerden zu beheben. Es ging oft um die Wiederherstellung von Strukturen, damit die Kaufunktion wieder gewährleistet war. Oft um Verbesserungen in der Ästhetik, die in der heutigen Zeit einen grossen Stellenwert hat. Die präzise Arbeit war mir sehr wichtig.

Mit vielen Patienten entwickelte sich über die Zeit ein freundschaftliches Verhältnis. Sehr geschätzt habe ich das Vertrauen, das sie mir entgegenbrachten. Eine grosse Bedeutung hatten meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Praxis wie auch ausserhalb davon. Die guten zwischenmenschlichen Beziehungen haben wesentlich zu unserem guten Teamgeist beigetragen.

Sehr wichtig war mir während meiner beruflichen Tätigkeit, genügend Zeit mit meiner Frau und meinen Kindern zu verbringen. Neben den alltäglichen Dingen, die sehr wichtig sind wie Betreuung, Schule, Sport, haben wir viel zusammen unternommen und viel zusammen erlebt und wir tun das heute noch. Das MNG hat mich immer auf beruflicher Ebene immer begleitet. Das direkte, geradlinige und präzise Denken sah ich im Studium und Beruf immer vor mir. Es half mir, das Wesentliche, das für die Prüfung oder den Beruf wichtig war, zu erkennen. Diesmal hatte ich einen reellen Vorteil gegenüber anderen Studenten und wusste ihn zu nutzen.

Ich bin stolz auf meine berufliche Karriere und, dass ich das erreicht habe, was ich mir vorgenommen habe. Ich bin stolz, dass ich eine tolle Familie und ein gutes Verhältnis zu meiner Frau und meinen Kindern habe. Ich bin stolz darauf, viele zufriedene Patienten zu hinterlassen. Und ich bin glücklich mit meiner jetzigen Lebenssituation.

Ein Berner in Zürich

Heinz Moser (San Mateo, Kalifornien, USA)

Das erste Jahr in dieser Klasse habe ich verpasst, weil ich nach einem kantonalen Umzug erst im zweiten Jahr dazusties. Der Wechsel vom kleinen Dorf ausserhalb von Thun nach Zürich war gross; meines Wissens war ich damals der einzige Berner am MNG. Die Zürcher Umgebung hat meinen Dialekt offensichtlich kaum geprägt – vermutlich wegen meiner sprachlichen Sturheit. Trotz dieser Unterschiede wurde ich rasch in die Klassengemeinschaft aufgenommen. Später erfuhr ich, dass ich einer von zwei Neulingen war.

Für mich war das Gymnasium vor allem eine Voraussetzung – gewissermassen die Eintrittskarte zur Universität. Mein Interesse galt hauptsächlich den naturwissenschaftlichen Fächern; alles andere, mit Ausnahme von Turnen und Zeichnen, empfand ich eher als notwendiges Übel. Mit meiner heutigen Erfahrung hätte ich mindestens eine weitere Fremdsprache gewählt. Obwohl Italienisch eine Landessprache ist, hätte ich mich wohl für Spanisch entschieden, da es international deutlich wichtiger ist. Meine Haltung zur Schule war insgesamt eher minimalistisch – ausser wenn mein Interesse geweckt war und echte Leidenschaft entstand.

Unsere Klasse war in vielerlei Hinsicht besonders und vielfältig; dennoch hielten wir stets zusammen, auch wenn wir nicht immer einer Meinung waren. Rückblickend sind mir einige Erlebnisse besonders in Erinnerung geblieben, die ich hier kurz erwähnen möchte – und die bei dem einen oder anderen Klassenkollegen wohl ein Schmunzeln auslösen werden:

- o Unsere Klasse war zweifellos kreativ, aber auch hilfsbereit. Das zeigte sich unter anderem bei Prüfungen; zwei Beispiele sind mir besonders geblieben. Bei einer Multiple-Choice-Geografieprüfung sassen zwei von uns nahe beim hohen Pult, ausserhalb des Blickfeldes des Lehrers, und gaben ihre Antworten per

Handzeichen an den Rest der Klasse weiter. Das Ergebnis fiel unerwartet gut aus – sehr zur Freude des Geografielehrers. Ein zweiter Fall war eine Deutschprüfung, für die wir eine kleingedruckte Zusammenfassung an alle Klassenkameraden verteilt hatten. Der stellvertretende Lehrer hatte jedoch Verdacht geschöpft, und der zunächst erfolgreiche Versuch flog schliesslich doch auf.

- o Musik spielte für viele von uns eine wichtige Rolle, und wir erlebten die MNG-Zeit glücklicherweise in einer ausserordentlich kreativen Phase der modernen Musikszene. Bis heute habe ich niemanden getroffen, der «Angie» von den Rolling Stones so eindrücklich singen konnte wie unser kreativster und musikalischster Mitschüler; er beherrschte diese Interpretation meisterhaft. Auch ein später Abend bei einem anderen Mitschüler ist mir in Erinnerung geblieben, als wir zu viert schweigend und darin versunken Pink Floyd hörten.
- o Auch unsere Skilager in Davos nutzten wir für Streiche. Einmal druckten wir ein Plakat und hängten mehrere Exemplare im Dorf auf, mit denen wir zu einem Tanzabend auf der Schatzalp einluden. Das Hotel war nur mit der Schatzalpbahn erreichbar und an diesem Tag geschlossen. Am Abend sahen wir mit einem fiesen Schmunzeln eine gut besetzte Bahn mit festlich gekleideten Gästen talwärts fahren – offensichtlich um den erhofften Tanzabend gebracht.
- o Auch unsere Maturareise im Südwesten Frankreichs ist mir in guter Erinnerung geblieben: die Besteigung des Mont Canigou bei miserabilem Wetter, die gute Kameradschaft unterwegs, der damals eher schlechte Wein der Region – und wohl auch zu viele Zigaretten. Unser Klassenlehrer hatte für uns zum Abschluss der Schulzeit eine abwechslungsreiche und faszinierende Reise organisiert.

- o Schliesslich wollte ich auch ein Klassentreffen in der Hinternidegg-Hütte auf der Grimmelalp organisieren. Um unserer reinen Männerklasse einen Gegenpol zu bieten, lud ich zusätzlich die Klasse meiner damals neuen Freundin Agnes vom Lehrerinnenseminar Thun ein. Das war sicher ein gewagtes Experiment, doch am Ende verbrachten wir alle ein schönes Wochenende miteinander. Agnes und ich sind noch immer zusammen und inzwischen seit 41 Jahren verheiratet.

Kurz vor der Matura stand die wichtige Studienwahl an, eine Weichenstellung für die berufliche Zukunft, von der man später oft nur schwer abweichen kann. In unserer Klasse – wie auch andernorts – war Medizin damals für viele die erste Wahl. Obwohl mich das Fach interessierte, entschied ich mich aus drei Gründen dagegen: Ich mochte es nicht, Dinge auswendig zu lernen, ohne sie wirklich zu verstehen; ich wollte nicht einfach der Mehrheit folgen; und ich war nicht bereit, nochmals rund zehn Jahre in die Ausbildung zu investieren. Stattdessen wählte ich Naturwissenschaften mit Schwerpunkt Chemie, wohl auch beeinflusst durch unseren Chemielehrer. Chemie faszinierte mich, weil sie trotz gewisser Ungenauigkeiten kreative Möglichkeiten bietet, zum Beispiel neue Materialien mit gezielten Eigenschaften zu schaffen. Neues zu entwickeln und komplexe Probleme zu lösen, hat mich mein ganzes Leben begleitet und fasziniert mich bis heute. Das Studium war spannend und zeigte mir, dass Forschung – besonders in Verbindung mit biologischen Fragestellungen – ein Gebiet war, für das ich grosse Leidenschaft empfand. Nach dem Studium folgten die unabdingbare Doktorarbeit an der ETH und anschliessend ein Postdoktorat am Caltech in Pasadena, Kalifornien. Ironischerweise investierte ich damit am Ende ebenfalls rund zehn weitere Jahre in meine Ausbildung, ohne dies wirklich geahnt zu haben.

Die Stellenwahl in der biologischen Forschung – insbesondere in der Pharmaindustrie – war nicht einfach. Möglichkeiten gab es zwar genug, doch war es damals noch üblich, die gesamte Karriere in derselben Firma zu verbringen, was auf mich eher abschreckend wirkte. Glücklicherweise

änderte sich dies bald. Rückblickend führte mich meine Laufbahn durch zwei Grossfirmen und zwei Biotech-Unternehmen in drei Ländern (Schweiz, England, USA). Der gemeinsame Nenner blieb stets der Versuch, neue Medikamente zu entwickeln und damit Patienten ohne andere therapeutische Optionen zu helfen. Besonders freut mich, dass drei Medikamente, an denen ich beteiligt war – zwei davon bereits in der Initiierungsphase –, den Weg bis zum Markt und damit zu den Patienten geschafft haben. In den letzten 20 Jahren habe ich mich vor allem für Antibiotika eingesetzt, deren therapeutischer Nutzen durch Resistenzbildung zunehmend bedroht ist. Als Konsulent, Coach und wissenschaftlicher Berater bin ich weiterhin in diesem Gebiet tätig. Für mich ist es auch eine Verpflichtung unserer Generation, das gewonnene Wissen und die gesammelten Erfahrungen an die nächste weiterzugeben.

Die wohl beste Entscheidung meines Lebens war, Agnes zu heiraten und eine Familie zu gründen. Mit zwei Kindern und zwei Grosskindern schätzen wir uns glücklich, auch wenn wir vom politischen Chaos in den USA alles andere als angetan sind. Kalifornien ist in vielerlei Hinsicht eine eigene Region innerhalb der USA und unterscheidet sich auch deutlich von dem Bild, das man aus der Presse gewinnen kann. Seit meiner Pensionierung bleibt mir mehr Zeit für Familie und Hobbys, die zum grossen Teil auch meiner körperlichen Gesundheit dienen: Tennis, Radfahren, Wandern, Skifahren, Windsurfen und Fitness. Zudem widme ich mich dem Bauen, so dass schon eine Ferienhütte, eine Werkstatt, und ein Pizzaofen, eine Aussenküche und eine Solardusche entstanden sind, nebst eigenem Wein, Aceto Balsamico, und einem gut gepflegten Ford Roadster 1965, auch als Shelby Cobra bekannt.

Abschliessend noch einige Aspekte des Lebens, die ich aus meiner Erfahrung als wichtig empfinde:

- o Soziale Beziehungen (Familie, Freunde, Kollegen);
- o Leidenschaft als treibende Kraft (Beruf, Hobbies, Privatleben);

- o Kultur, auch innerhalb von Arbeitsgruppen und Firmen (walk as you talk, common sense, data driven decision making, treat others as you want to be treated);
- o Physische und mentale Aktivitäten, speziell wichtig für uns alternde Baby-Boomers;
- o Berufliche Fokussierung auf Dinge, die wir beeinflussen können (etwa Lebenslauf, Leistung, Networking).

Vom Homo Faber zur Geisteswissenschaft

Christoph Pally (Zürich & Curaglia)

Dieser Bericht entstand auf Anregung eines Mitschülers aus der Gymizeit im Rämibühl. Er schlug vor, sich zum Jubiläum der 50-jährigen Matur Gedanken zu machen über die Schuljahre von 1972 bis 1976. Diese Anregung nehme ich gerne auf, gibt es doch Gelegenheit sich mit den spannenden Jugendjahren zwischen 16 und 20 noch einmal vertieft auseinanderzusetzen. In diesen Jahren zeichnet sich der eigene Weg deutlicher ab: Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte wachsen, die Entwicklung zur Autonomie ist zentral und gleichzeitig sind die sozialen Fähigkeiten in der Gruppe der Gleichaltrigen und vielleicht in der ersten Liebe gefragt. Mit anderen Worten ist es ein Lebensalter voller Widersprüche und Spannungen, mit viel Dynamik, mutigem Fortschritt und einer grossen Verletzlichkeit.

Wer war ich damals? Wer wurde ich als Mensch?

Ein wichtiger Motivator, ins Gymi einzutreten, war für mich, Zeit zu gewinnen. Zeit brauchte ich, um mir zu überlegen, was ich in meinem Leben machen wollte und welcher Beruf zu mir passt. Zwischenzeiten, um Berufe auszuprobieren oder ein Studium zu machen, waren in meiner Herkunftsfamilie nicht vorgesehen. Der Vater stammte aus einem Bergbauerndorf in der Surselva. Dort gab es vor 80 Jahren nur sehr wenige Berufsperspektiven. Von acht Kindern in seiner Familie konnten er und eine Schwester eine Lehre machen. Alle anderen arbeiteten weiter in der Landwirtschaft. Meine Mutter stammte aus einer Bähnler-Familie. Viele Umzüge der Familie innerhalb der Schweiz verbesserten zwar die berufliche Stellung meines Grossvaters, aber sie entwurzelten die Familie durch das nomadenhafte Herumziehen. Was meine Eltern verband, war die Begabung für ein emsiges Arbeitsleben.

Der Vater arbeitete tagsüber in seinem gelernten Beruf als Maurer-Polier und abends als Versicherungsagent der Helvetia Versicherungen. Die Mutter blieb mit den drei Buben einige Jahre zu Hause. Sie war oft kreativ tätig, schneiderte und strickte Kleider für die Kinder und sich selbst. Bald suchte sie als gelernte Verkäuferin den Wiedereinstieg in ihren Beruf, sie wurde Angestellte in einem Warenhaus der Innenstadt. Auch an Wochenenden wurde gearbeitet. Oft fuhren wir in den Heimatort meines Vaters und bauten dort am eigenen Haus. Als Jüngster war ich ab der Mittelstufe öfter allein zu Hause. Auf mich selbst gestellt, hatte ich schon früh Gelegenheit, eigenständiges und selbstbestimmtes Handeln zu üben.

Als Bub war ich während meinen Ferien gerne auf den Bergbauernhöfen meiner Verwandten im Val Medel. Ich half mit beim Heuen und im Winter beim Füttern der Kälber und des Kleinviehs. Als ich zwölf Jahre alt war, verschaffte mir mein Vater, auf meinen dringenden Wunsch hin, den ersten richtigen Ferienjob: Officeboy in einem grossen Kantinenrestaurant! Den Lohn von 25 Franken pro Tag durfte ich behalten. Zwei Wochen Arbeit ermöglichten es mir, mein erstes eigenes Velo zu kaufen. Auch auf den Baustellen meines Vaters arbeitete ich später regelmässig während den Ferien. Bereits in jungen Jahren wurde ich dafür anständig bezahlt. Eines Tages bekam ich den Auftrag, einen riesigen Haufen Altholz auszunageln. Ich richtete mir einen praktischen Arbeitsplatz ein. Kaum sass ich da an meiner Arbeit, kam schon die strenge Anweisung des Vaters: «Auf der Baustelle sitzt man nicht beim Arbeiten!». Arbeiten und nützlich sein, sein eigenes Brot verdienen, waren in unserer Familie selbstverständlich.

Als Zweitheimatler in Graubünden gehörte unsere Familie im Dorf dazu und auch wieder nicht. Die Zürcher im Dorf galten unisono als reich, ob das nun stimmte oder nicht. Ganz anders war die Situation im Zürich der 60er Jahre: Die Verhältnisse in den kleinen Blockwohnungen waren eng. Ich teilte mit meinem mittleren Bruder bis zum Alter von 18 Jahren ein Zwölf-Quadratmeter-Zimmer mit Stockbetten. Das Leben in den trostlosen Innenhöfen der Blockrandbebauungen bot wenig Anregung zum Spielen

und sozialen Zusammensein in der Gruppe. Stattdessen gab es manchmal 'Bandenkämpfe'.

Viele Bündner in Zürich, der grössten Bündner Stadt, lebten mit wenig und bescheiden. Die Aufmerksamkeit galt ihren Herkunftsorten. Dort wurden eigene Häuser gebaut, dort fand ein Grossteil des Soziallebens statt. Die handwerkliche Arbeit war mir von Kindsbeinen an vertraut. Was mir beim Eintritt ins Gymi fehlte, war die Erfahrung, dass ich für den Schulerfolg geistige Arbeit (im Sitzen!) leisten musste, und dass mir gute Noten nicht in den Schoss fielen, wie das in der Primarschule und Sek der Fall war.

Das Gymi war für mich eine Terra incognita, ein weisser Fleck auf meinem Erfahrungshorizont. Ich war der einzige Schüler aus dem Schulhaus Feldstrasse, der nach der dritten Sekundarklasse ins Kurzgymi wechselte. Am Rämibühl fühlte ich mich als Fremdkörper.

Was mir zudem fehlte, war eine Perspektive für einen späteren intellektuellen Beruf. Meine beiden älteren Brüder absolvierten Berufslehren, als Chemielaborant und Eisenbetonzeichner. In der Familie und der näheren Verwandtschaft gab es keine Akademiker. Einen akademischen Weg zu beschreiten konnte ich mir lange nicht vorstellen. Wichtiger war für mich die Aussicht auf einen relativ grossen finanziellen Spielraum aus dem Verdienst, der für mich eine gewisse Unabhängigkeit geben würde.

Kurz vor dem vierzehnten Geburtstag kaufte ich mit meinem eigenen Geld ein Mofa und fuhr wenige Tage später mutterseelenallein mit diesem Gefährt von Curaglia bis nach Monza. Im Lauf der Jahre folgten viele weitere Langstreckenreisen mit dem Mofa. Es ging nach Italien, Frankreich und Deutschland. Später, mit dem eigenen Motorrad, erweiterte sich mein Rayon bis nach Spanien, Holland und England. Durch Ausprobieren lernte ich, meine Gefährte selbst zu flicken (und frisieren). Da war es naheliegend, dass ich mich für eine Lehre als Töff-Mechaniker interessierte. Eine entsprechende Schnupperlehre im Bernischen musste ich allerdings nach kurzer Zeit wieder aufgeben. Der Chef der kleinen

Werkstatt verunglückte am zweiten Tag meiner Schnupperlehre mit seinem Motorrad und der Betrieb schloss für einige Zeit.

Als Kind machte ich viele elektrische und chemische Experimente im Keller unseres Mehrfamilienhauses. Ein Experiment mit Lösungsmitteln führte zu einer Verpuffung mit kleinem Brand, den ich selbst löschen konnte. Daher schaute ich weitere Berufe im technischen Bereich an, etwa als Galvaniseur. Auf einer Betriebsbesichtigung in einem Galvanisierbetrieb nahm mich ein Mitarbeiter beiseite und riet mir dringend von diesem Beruf ab, da er gesundheitsgefährdend sei. Der Lehrerberuf lag gefühlsmässig schon einiges weiter weg, aber noch knapp in denkbaren Reichweite. Allerdings verging mir das Interesse daran, als ich sah, wie despektierlich einige Schüler in der Sekundarschulkasse mit unserer Hauptlehrerin umgingen. Sie war stark gehbehindert.

Viel Interesse hatte ich am Pilotenberuf. In der militärisch fliegerischen Vorschule während der Gymizeit zeigte sich aber schon nach zwei Wochen Flugschule, dass ich nicht für eine Karriere als Militärpilot taugte. Ich hatte einen empfindlichen Magen, der die Abfangübungen aus dem Vrillensturzflug und andere Kunststücke nicht goutierte. Dazu kam, dass meine allgemeine antiautoritäre Lebenseinstellung und meine ideellen Werte völlig inkompatibel waren mit den streng hierarchischen Ansichten meines militärischen Fluglehrers. Die Differenzen, die im engen Cockpit der kleinen Schulflugzeuge spür- und hörbar wurden, erhöhten das Sicherheitsgefühl nicht gerade. Und die garstigen Wetterbedingungen mit viel Regen und Seitenwinden erlaubten solche Zwistigkeiten nicht. Zumindest nicht im Endanflug auf die Graspisten des Flugplatzes Birrfeld.

Die viereinhalb Jahre Rämibühl verschafften mir also die nötige Zeit und Distanz, um mich mit der Berufswahl befassen zu können. Das Scheitern des Wunsches, Pilot zu werden, war hart. Gleichzeitig entstand dadurch aber Raum und die Notwendigkeit für weitere Suchprozesse.

Was beeinflusste mich vor und während der Schulzeit?

Die kurze Antwort: Es waren die Mitschüler und die Lehrer (an Lehrerinnen kann ich mich gar nicht erinnern). Als uns eines schönen Tages ein Lehrer der Naturwissenschaften, wie üblich, nach dem Inhalt der letzten Stunde fragte, wusste niemand von uns Schülern eine sinnvolle Antwort. Da wurden wir vom Lehrer beschimpft: «Ihr seid alles Blödiane!». Ich war ja an einen rauen Umgang gewöhnt, und dieser Naturwissenschaftslehrer brachte mich in den heiligen Hallen der Oberrealschule - was für ein sinniger Name! - wieder auf den Boden einer altvertrauten Realität zurück. Das tönte ja wie bei mir zu Hause von meinen Brüdern.

Offenbar war ich nicht wirklich an einem anderen Ort gelandet an dieser Schule. Diese Erkenntnis ermöglichte mir, vertiefter auf Umgangsformen zu achten. Eine wunderbare Erfahrung bot ein Mitschüler, der gelegentlich seine Gitarre in die Schule mitbrachte. Er sang und spielte manchmal in der Pause. Das beeindruckte mich sehr, weckte in mir Sehnsüchte nach sozialem Zusammenhalt und nach verbindender Emotionalität im Musischen. Ich bewunderte diesen Kameraden für seinen Mut, vor uns zu musizieren. Ich begann selbst wieder mit Klavierspielen, und hatte das Glück, bei einem engagierten jungen Musiklehrer Einzelunterricht zu bekommen, der es mir ermöglichte, die heilsame Wirkung der Musik zu erleben. Tragischerweise ist der musizierende Mitschüler im reifen Erwachsenenalter durch Suizid von uns gegangen. Licht und Schatten liegen manchmal ganz nahe beieinander.

Sehr frustrierend waren für mich schlechte Zensuren. Trotz aller Lernerarbeit waren meine Noten öfters miserabel. Ich war verzweifelt und wick meinem Frust aus, in dem ich am Abend nach der Schule jahrelang immer noch einem 'Brotjob' nachging (wie mein Vater). Dieser brachte mir neben dem Verdienst auch Anerkennung. Als Ausläufer für ein gutgehendes Blumengeschäft in der Stadt brachte ich per Mofa Arrangements und Schnittblumen in Spitäler und zu Privatpersonen. Die meisten Beschenkten freuten sich sehr. Als Überbringer der Gaben wurde

ich durch ihre Freude selbst beschenkt und bekam oft auch noch Trinkgeld. Die kalten und langen Winterzeiten in Zürich machte ich erträglicher, indem ich mir elektrisch beheizte Fäustlinge bastelte und so der Kälte trotzen konnte.

Aber die schlechten Zensuren nagten nicht nur am Selbstwertgefühl, sondern gefährdeten mehrfach meine Promotion. Schlimm wurde es, als unser junger Mathematiklehrer durch einen alteingesessenen, konservativen Lehrer ersetzt wurde. War Mathe bis dahin ein Lieblingsfach von mir, mit ganz ansprechenden Resultaten, so änderte sich das mit dem älteren Lehrer schlagartig. Die Prüfungen bestanden bei diesem Lehrer in der Regel aus fünf Aufgaben. Pro Aufgabe, die vollständig richtig gelöst wurde, gab es einen Pluspunkt. Ich hatte zwar meistens alle Aufgaben teilweise lösen können, aber meist nur eine oder zwei vollständig. Das ergab dann eine 2 oder 3 als Note. In meiner Not wandte ich mich an meine Eltern und bat um Nachhilfestunden. Doch diese machten auf stur: Vogel friss oder stirb!

Da wandte ich mich an den Lieblingsschüler dieses Mathe-Lehrers. Mein Kamerad hatte ein grosses Herz für meine Bitte, und ich durfte Woche für Woche mit meinem Mofa zu ihm in die Vorortsgemeinde fahren. Er erklärte mir grosszügig und anschaulich den Stoff und meine Prüfungsergebnisse verbesserten sich leicht, von katastrophal zu ungenügend. Aber der Mitschüler setzte sich auch beim Lehrer für mich ein: Er habe gesehen, dass ich bei ihm zu Hause den Stoff konnte. Dies half offenbar und die Promotion wurde positiv entschieden.

Eine Besonderheit war, dass wir eine reine Jungenschule waren. Es gab auch keine Mädchen in der ganzen Schule. Einerseits erleichterte das einiges, denn Konkurrenz und Eifersuchts-Kämpfe um Girls gab es nicht. Aber die Mädchen fehlten und die wenigen Feze, zu denen Mädchenklassen eingeladen wurden, konnten das Fehlen der zweiten Hälfte der Menschheit im Schulalltag nicht ausgleichen. Gerüchte und Sprüche machten die Runde. Ohne jede Grundlage wurde behauptet, einer unserer Mitschüler sei schwul. Ich galt dagegen als Frauenheld, was ebenfalls ohne jede

Grundlage behauptet wurde, war ich doch im Grunde schüchtern und sehr unbeholfen im Umgang mit dem anderen Geschlecht. Woher sollte ich das auch können? Es gab keine Schwestern bei mir zu Hause und in der Sekundarschule wurden die Mädchen erst gegen Ende der Schulzeit interessant. Das war zu wenig Zeit für mich für einen profunden Lernprozess im Umgang mit ihnen.

Während der Mittelschulzeit hatte ich praktisch keinen Kontakt mehr zu meinen früheren Kamerad:innen. So suchte ich meine ersten Erfahrungen im Bereich der Erotik in der Ferne. Mehrfach reiste ich mit meinem Mofa nach Paris und übernachtete jeweils im eigenen Zelt, das ich im Bois-de-Boulogne aufgeschlagen hatte. Tagsüber sah ich mir die Stadt an und abends die Pariser Cabarets, in denen knapp bekleidete Tänzerinnen auftraten.

Diese Erfahrungen lehrten mich, genauer zwischen Sein und Schein zu unterscheiden. Der Besitz eines goldfarbenen Mofas und später eines schnellen Motorrads deutete keineswegs auf grosse Sozialkompetenz im Umgang mit dem anderen Geschlecht hin (vielleicht eher auf das Gegenteil). Ich begann mich dafür zu interessieren: Wie kommen Menschen zu solch falschen Schlüssen?

Wie prägte mich die Schulzeit?

Die vornehmste Aufgabe des Gymis ist es, die Fähigkeit zum freien und eigenen Denken zu schulen. Die Lebensphase des Jugendlichen mit der Entwicklung hin zur Autonomie passt zu diesem Ideal der freien Bildung. Gesellschaftlich war während unserer Mittelschul-Jahre vieles im Umbruch. Die Studentenproteste der 68er Jahre brachten eine Öffnung der verkrusteten Strukturen. Neue Ideen des sozialen Zusammenlebens in gemeinschaftlichen Wohnformen wurden propagiert und gelebt. Die Religion war nicht mehr unumwundene Autorität, wie das noch bei meinen Eltern der Fall war. Das kritische Denken der Frankfurter Schule wurde entworfen.

An unserer Schule blieb die Tagesaktualität meistens aussen vor. Ich kann mich zumindest nicht an politische Diskussionen erinnern. Die Schule ging ihren gewohnten Gang mit der strengen Promotionsordnung, dem Notendruck und dem Abarbeiten der umfangreichen Anforderungen. Im Nachhinein erscheint mir die Schulzeit mit ihrem alltäglich gewohnten Rhythmus wie ein Fels in der Brandung des gesellschaftlichen Umbruchs. Das bringt auch etwas Beruhigendes und Verlässliches mit sich, was ich damals bestimmt nicht so interpretierte!

Was mir im Gymi gefiel, war der direkte Anschauungsunterricht: Ich freute mich stets auf chemische und physikalische Experimente in den naturwissenschaftlichen Fächern. Dabei fühlte ich mich in meinem Element. Das Technische war mir vertraut, und viele Experimente hatte ich schon als Kind ausprobiert. Spannend waren auch die vielen Exkursionen, die in den höheren Klassen immer zahlreicher wurden. Das Aufsuchen von historischen oder geografisch bedeutsamen Orten war geeignet, meine Fantasie anzuregen und vom reinen Buchstaben-Glauben wegzukommen.

Das Mathematisch-Naturwissenschaftliche Gymnasium – wie es bald hiess – wirkte auf mich wie ein breites, spannendes Sammelsurium an Inhalten. Es gab einige Hauptfächer, die doppelt zählten und Pflicht waren, dann gab es die Nebenfächer und einige wenige Wahlfächer. Nicht nur die technisch-naturwissenschaftlichen Fächer wurden gelehrt, auch die Sprachen waren wichtig. Deutsch und Französisch galten als Hauptfächer. Ich wählte Italienisch als Schwerpunktfach und Englisch als Nebenfach. Mit der Wahl von Italienisch als Schwerpunkt (statt Englisch, das schon damals die Weltsprache im ökonomisch-technischen Bereich war), zeigte sich bereits eine Öffnung hin zu einer neuen Orientierung in meinem Leben.

Aus dem 'homo faber', der ich zunächst war, mit meiner Fixierung auf das Technische und Rationale, wurde ich zunehmend zum offenen Menschen für soziale und kulturelle Fragestellungen. Das Italienische als Schwerpunktfach lag mir auch nahe von der romanischsprachigen Kultur meines Vaters her. Und in den Sprachen konnte ich einige Pluspunkte sammeln für meine Promotion durch gute Voci-Prüfungen: Mit einem

Zettelkasten organisierte ich mein Wörterlernen systematisch und mit Erfolg. Diese Arbeitstechnik konnte ich auch später in der Uni gut gebrauchen. Ein Glück war es, dass der Italienischunterricht in einer kleinen Klasse von nicht einmal zehn Schülern stattfand. Unser Sprachlehrer war ein feingeistiger Literat, der uns begeistern konnte und uns die Granden der italienischen Weltliteratur nahe brachte. Wir erfuhren allerhand Wichtiges und Unwichtiges, etwa wie sich die italienischen Adelligen in den Geschichten des Boccaccio während den Pestzeiten in ihren Rückzugsburgen die Zeit vertrieben, mit allerhand Tändeleien und Beziehungsränken.

Beim Geschichtslehrer lernte ich zum ersten Mal die Wichtigkeit der Körpersprache kennen. Auch er hatte die Angewohnheit Schüler vor versammelter Klasse abzufragen. Als er wieder einmal einem Opfer auf den Zahn fühlte, welches sich winden und drehen musste, weil das Wissen über die erfragte Materie noch nicht gefestigt war, verkündete der Lehrer lauthals: «Man kratzt sich nicht am A... wenn man mit dem Lehrer spricht!». Derselbe Lehrer kümmerte sich nicht nur um unsere gestische Erziehung. Zu einer anderen Gelegenheit lud er uns an einen Ort ein, an dem wir ein feines marokkanisches Essen miteinander kochten. Er wies uns darauf hin, dass die Marokkaner die Tomaten schälen, weil im heissen mediterranen Klima die Verdauung nicht zusätzlich durch die zähe Haut der Tomaten belastet werden soll. Ich schäle noch heute praktisch alle Tomaten, die ich zubereite. Dieser Lehrer zelebrierte eine Art der Esskultur, die mich sehr ansprach und die mich bis heute begleitet. Das aufwändige Kochen und dekorative Anrichten der Speisen kannte ich bereits von meiner Mutter her. Zu Einladungen unserer Verwandten richtete sie jeweiligen wunderschöne Fleisch- und Käseplatten.

Nach der Matura gründete ich mit einigen Kollegen:innen eine WG in einer Vorortsgemeinde von Zürich. Meine Mitbewohner:innen waren bezüglich Hausarbeiten und Kochen einigermaßen träge, dafür umso dankbarere Esser für alles, was ich auf den Tisch brachte. Kulinarisch waren das meine

wilden Experimentier-Jahre, und die Mitbewohner liessen sich mit allerlei lukullischen Erfindungen von mir gerne verwöhnen.

Meine unmittelbare Frage der Berufswahl wurde durch die Mittelschulzeit nicht beantwortet. Aber nach der Matura hatte ich keine Eile mit dem direkten Weitermachen. Ich legte ein Zwischenjahr ein. Um Geld für eine ausgedehnte Asienreise zu verdienen, machte ich den Taxischein. Eines Abends wartete ich mit meinem Taxi, einem grossen Amerikanerwagen, in einer kleinen Seitengasse am Bellevue auf Gäste. Ich staunte nicht schlecht, als mein ehemaliger Geschichtslehrer in seinem Wagen, einem baugleichen Modell wie mein Taxi, an mir vorbeifuhr und vor mir parkte. Ich setzte meinen Wagen in Bewegung, liess die Seitenscheiben hinunter und fuhr sehr gemächlich und winkend an meinem Lehrer vorbei.

Es ging vorwärts in meinem Leben, aus der Zürcher Schule hinaus in die weite unbekannte und lockende Welt, Richtung Indien. Und im Menschengewimmel dieses immersiven Subkontinents mit all seinen Gerüchen, Farben, religiösen Riten und vielen Begegnungen konnte ich wunderbar erfahren wo meine Hauptinteressen und Begabungen liegen. Ich verbrachte nämlich die meiste Zeit damit, mit verschiedensten Menschen zu sprechen und sie in ihrer kulturellen Eigenart mit ihren vielfältigen, tragischen, wunderbaren und wundersamen Lebensumständen kennen zu lernen. Ich hatte mein Fach gefunden, welches zu meinem späteren Beruf wurde. Bis heute, fünfzig Jahre nach unserer Matura, arbeite ich gerne als Psychologe. Jetzt nur noch in einem kleinen Pensum. Schliesslich bin ich pensioniert und möchte in der verbleibenden Zeit meinen vielen weiteren Interessen nachgehen. Beispielsweise mir Gedanken machen über unsere wunderliche Mittelschulzeit.

Hoch lebe der Klassengeist!

Hansueli Schiller (Zürich)

Der Appell zur Aufnahmeprüfung erfolgte vor den Prüfungszimmern nach Nachnamen: «Schiller!» Damit begann der Ernst des Lebens. Die Prüfung bestand ich, trotz der Unsicherheit, ob nun der Rhombus oder der Rhomboid vier gleich lange Seiten besitzt. Meine Eltern fuhren eigens nach Sils im Engadin ins Skilager, um mir die positive Nachricht zu überbringen. Man war stolz auf den Sohn.

Wie der Entscheid für Italienisch als Fremdsprache fiel, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Dass aber ein Altersunterschied in der Reife vorpubertierender Knaben viel ausmachen kann, daran schon. In unserer Klasse kamen zwei Jahrgänge zusammen, da wir die einzige Italienischklasse waren. So hatte ich oft das Gefühl, hinterherzurrennen, auch leistungsmässig. Die erste Note fürs Repetieren in Geschichte war eine 2,5. «Schiller, das schillert gar nicht!»

Ohne den Klassenzusammenhalt hätte ich die schwierigen Zeiten mit Provisorium und verlängertem Provisorium kaum durchgestanden, zumindest psychisch. Erst rückblickend wird mir bewusst, dass ein guter Klassengeist nicht selbstverständlich ist. Wir waren ein wilder Haufen unterschiedlichster Charaktere. Ich fühlte mich nie ausgeschlossen und kann mich zwar an Raufereien, aber an keine ernsthaften Konflikte erinnern. Mobbing? Habe ich zumindest nie erlebt, obwohl ich als Opfer durchaus infrage gekommen wäre.

«Weisch no?»

Eine Rauferei endete mit einer böse ausgerissenen Angel an einer Zimmertür. Kostenpunkt: 600 Franken! Mit einer Studie, die zeigte, dass der Türanschlag gemäss Hebelgesetz unsachgemäss angebracht war, konnten wir das Rektorat überzeugen. Die Rechnung wurde uns erlassen und vermutlich der Versicherung überwiesen. Der autoritäre Charakter der Schule hat sicher dazu beigetragen, uns zusammenzuschweissen. Wir

hatten nicht nur Respekt vor den Lehrern, sondern manchmal auch Angst, etwa, wenn wir als «Blödiane» bezeichnet wurden oder fiese Sprüche über uns ergehen lassen mussten.

Diese Erfahrungen motivierten mich später, selbst Lehrer zu werden. Ich war überzeugt, es besser machen zu können. Ob mir das gelungen ist, müssten meine ehemaligen Schülerinnen und Schüler beurteilen. Geprägt hat mich die wissenschaftliche Grundhaltung der Schule: wissenschaftliches Denken, Vertrauen in die Wissenschaft, logisches Denken und ein starkes Interesse an den Naturwissenschaften. Schwurbeln ist mir bis heute höchst zuwider.

Fremdsprachen habe ich eigentlich erst nach der Schule richtig gelernt. Unser Französischlehrer, den ich sehr schätzte, und unser Klassen- und Geschichtslehrer, als relativ teurer Französisch-Nachhilfelehrer, bissen sich an mir die Zähne aus. Englisch holte ich während meiner Tätigkeit an einer Privatschule in England rasch auf. Später bestand ich sogar die Aufnahmeprüfung für die Ausbildung zum Englischlehrer auf der Sekundarstufe I, ohne je eine reguläre Englisch-Lektion besucht zu haben.

In meinem späteren Berufsleben konnte ich Pädagogik und IT erfolgreich verbinden. Das gesamte IT-Know-how habe ich mir autodidaktisch angeeignet. Meinen ersten Computer, einen Sinclair ZX80, kaufte ich 1981 in England. Mit BASIC schrieb ich erste Lernprogramme. Mit meiner Firma stellte ich später Lernsoftware auf CD-ROM her, zuletzt auch Lernplattformen. Wie ich zu dieser beruflichen Richtung kam? Vielleicht waren einzelne Erlebnisse ausschlaggebend.

«Weisch no?»

Wir wollten doch die höchste Primzahl eruieren. Kurz bevor das Schulhaus geschlossen wurde, schlichen wir uns in den Informatikraum und fütterten den Rechner mit unseren auf Lochkarten geprägten Programmen. Noch vor Schulbeginn sammelten wir die auf dem Boden ausgebreiteten Papierstapel mit den Ergebnissen wieder ein. Leider stiess das System an seine Grenzen, bevor wir den Weltrekord knacken konnten.

Rückblickend kommen mir viele solche Episoden in den Sinn. Als Lehrer musste ich später eingestehen, dass wir sicher nicht einfach zu führen waren.

«Weisch no?»

Die Schulreise auf die Hüfihütte mit dem gefährlichen Abstecher zu den Wasserfällen. Unsere Streiche während der Skilager in Davos. Die nächtliche Bootsfahrt mit geklauten Ruderbooten in Magliaso. Sämtliche Schulkollegen habe ich noch in Erinnerung, als wäre es gestern gewesen. Ich sehe alle noch plastisch in konkreten Situationen vor mir, einige etwas deutlicher als andere. Beispielsweise meinen langjährigen Banknachbarn, der leider kurz vor der Matura die Schule verlassen musste, oder den Kollegen, der mit einem Fusskick meine Karriere als Fussball-Torhüter beendete. Mit zwei Kollegen bereitete ich mich in Grindelwald auf die Matura vor. Zu zweit unternahmen wir nach der Matura eine Interrail-Reise hinter den Eisernen Vorhang, und mit einem weiteren Kollegen arbeitete ich später längere Zeit an der Bildungsdirektion Zürich zusammen. Bildungsdirektor Buschor schickte uns damals in die USA, um gute Schulen kennenzulernen

Nach der Matura und dem Eintritt ins Oberseminar tat sich eine neue Welt auf: Frauen! Vorher wurden sie lediglich hin und wieder im Deutschunterricht erwähnt. Obwohl damals noch mehr Männer den Lehrerberuf wählten, war der Frauenanteil in der Ausbildung hoch. Kein Zufall also, dass meine spätere Frau ebenfalls Lehrerin war.

Zu Beginn meiner Erwerbstätigkeit standen Ernst Cincera und Regierungsrat Gilgen in den lokalen Schlagzeilen. So wurde ich im Bewerbungsgespräch im Schulkreis Zürichberg tatsächlich auf meine Ostblock-Reise angesprochen. Den Job erhielt ich trotzdem. Vermutlich machte die Matura an einem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium Eindruck.

Uns wurde während der Schulzeit oft unter die Nase gerieben, wir seien die zukünftige Elite. Bis heute spüre ich manchmal eine gewisse Überraschung, wenn ich diesen Teil meiner Lebensgeschichte erwähne. Bin ich stolz darauf? Ja, auch wenn ich diesen Lebensabschnitt nicht noch einmal erleben möchte. Zu gross waren der Noten- und Leistungsdruck, den ich damals empfand. Aber die Kameraden von damals an einer Klassenzusammenkunft wiederzutreffen, darauf freue ich mich immer.

Vom Blödian zum Pensionär

Thomas Sieber (Bern)

Die Zeit mit Euch am MNG gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Bis dahin war Schule für mich eher ein notwendiges Übel, und ich ein entsprechend mittelmässiger Schüler. Mathe und Naturwissenschaften fand ich hingegen grossartig, spannend, logisch, faszinierend. Geschichte und Sprachen hingegen waren für mich ungefähr das, was Petersilie auf dem Tellerrand ist: unnötiges Beigemüse. Mindestens einer unserer Lehrer wird sich jetzt im Grab umdrehen. Möge er mir verzeihen.

Heute erlebe ich wieder eine ähnlich schöne Zeit. Ich bin gesund, privilegiert und pensioniert. Die Rente kommt ganz ohne Fingerkrümmen. Ich muss nichts mehr müssen. Ausser irgendwann, hoffentlich erst in ferner Zukunft, den Löffel abgeben. Und nun soll ich auch noch etwas Gescheites über meine Gymizeit schreiben. Also gut, schauen wir mal, was die grauen Zellen noch hergeben.

Über die Lehrer wurde wohl schon alles gesagt. Mir fällt auf: Ich hatte am MNG nie eine Lehrerin. Also bleibt nur die Wiederholung der Klassiker: «Man kratzt sich doch nicht am Arsch, wenn man mit dem Lehrer spricht!» Oder der Choleriker: Labormantel spreizen, Hände in die Hosensäcke rammen, Gesicht rot anlaufen lassen, irrsinnig grinsen und dann die Explosion: «Ihr seid alles Blödiane!» Oder der vergeistigte Philosoph, dessen Blick stets zum Himmel gerichtet war, in Erwartung des Messias oder wenigstens einer brauchbaren Eingebung. Unvergessen seine Ausführungen über die «Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration.»

Pädagogische Fehlkonstruktion

Das grösste pädagogische Fehlkonstrukt des MNG war die 7-Uhr-Lektion an Samstagen. Freitagabends war schliesslich immer etwas los mit Freunden aus der Lehre, die am Samstag frei hatten. Im Französisch sah das dann etwa so aus: Arme mit Ellbogen auf dem Pult breit aufgestützt,

Hände als Dächli über den geschlossenen Augen, Zola zwischen den Ellbogen. Unser Lehrer war bemerkenswert nachsichtig. Er hat mich nie geweckt. Chapeau! Legendär waren auch die Geschichtsprüfungen: genau eine pro Semester! Gefühlt umfasste sie die Zeitspanne von den Pharaonen bis zur Gegenwart. Ich versuchte jeweils, alles am Vorabend in den Grind zu stopfen. Mit überschaubarem Erfolg.

Hodenklopfer

Mindestens so viel gelernt habe ich von meinen Mitschülern. Zum Beispiel, wie man einen Hodenklopfer frisiert. Mein Sachs lief zeitweise über 50 km/h. Für einen Kopflosen wie mich eigentlich ein Fall für die Vormundschaftsbehörde. Helm? Fehlanzeige. Weil die Mittagsküche des Frauenvereins für meinen Geschmack ungeniessbar war, raste ich selbst bei einer Stunde Mittagspause nach Albisrieden zu Muttern. Bis zu viermal täglich quer durch Zürich. Rückblickend bleibt vor allem eine Erkenntnis: Schwein gehabt!

Unvergessen auch die erste Fahrt auf einem richtigen Rennvelo. Damit ging's von Altstetten ins Bernbiet, wo mir der «Housipeschä» seinen selbstgebauten Verstärker mit Samba Pa Ti vorführte. Das ganze Oberland vibrierte mit. Oder das Wochenende auf der Grimmialp oder war's die Engstligenalp? Das Fondue auf dem Kanonenofen, mangels Rechauds als Rundlauf organisiert, bleibt jedenfalls ein logistisches Meisterwerk.

Ich war "Italiener"

In bester Erinnerung sind auch die Raucherpausen auf dem MNG-Dach. Dort wurde gelästert, philosophiert, entspannt und ordentlich Dampf abgelassen, im wahrsten Sinn des Wortes. Ich war «Italiener»! Englisch schien mir einfacher, das würde ich später schon irgendwie lernen. Also Italienisch. Die Wahl des Italienischen erwies sich später bei der Heirat mit einer Tessinerin als einer meiner seltenen strategischen Volltreffer. Mein Italienisch war zwar holprig, langsam und oft falsch. Meistens hiess es: «Sag es lieber auf Deutsch!»

Bei den Kindern kannte meine Frau jedoch keine Gnade. Wer Deutsch sprach, bekam ein trockenes «Non ti capisco!». Italienisch wurde damit überlebenswichtig, zumindest, um die Mutter-Kind-Verhandlungen ansatzweise zu verstehen. Richtig Englisch lernte ich erst während meines zweiten Postdocs in Kanada. Rückblickend hätte ich den Sprachen deutlich mehr Gewicht geben sollen. Schliesslich kann man einer Chinesin keine Darstellende Geometrie erklären, wenn man keine gemeinsame Sprache spricht.

Fez mit Klasse der Töchter HoPro

Legendär waren auch die Fez im Drahtschmidli, zu denen jeweils eine Klasse der Töchter Hohen Promenade eingeladen wurde. Ich verliebte mich jedes Mal. Leider hielt das selten lange, weil ich noch nicht so recht wusste, was man mit Mädchen eigentlich anfangen sollte. Panini-Bilder tauschen war jedenfalls keine Option. Das MNG bot dazu leider keine Hilfestellung. Kurse wie «Was Frauen mögen» fehlen meines Wissens bis heute im Lehrplan.

Mit 16 gehörte ich nicht zu denen, die genau wussten, was sie werden wollten. Die Mittelschule bot die ideale Möglichkeit, diese Frage elegant aufzuschieben. Ich liess mich treiben. Das war angenehm. Das eine ergab das andere. Rückblickend darf ich mit grosser Dankbarkeit feststellen: Es ist erstaunlich gut herausgekommen.

Qual der Studienwahl

Das MNG eröffnete mir unzählige spannende Wissensgebiete und bescherte mir gleichzeitig die Qual der Studienwahl: Mathe, Chemie, Geologie, Medizin oder Biologie? Es wurde Biologie, weil lebendige Materie spannender schien als trockene. Ein guter Entscheid. Über dreissig Jahre durfte ich Forschung und Lehre an der ETH mitgestalten. Besonders bereichernd waren die Interaktionen mit den Studis und internationale Kontakte, aus vielen wurden echte Freundschaften.

Und heute?

Heute erfreue ich mich neben vielen Freundschaften an Wildbienen auf dem Balkon, an einer Bergwiese im Frühling oder an tanzenden Glühwürmchen. Es braucht nicht viel.

Ich hatte riesiges Glück im Leben – und die Zeit mit Euch am MNG hat ihren Anteil daran. Merci vielmals!

Eine Laufbahn ohne akademischen Abschluss

Heinz Thiemeyer (Zürich)

Vor dem Eintritt ins MNG

Ich bin im Letten-Quartier von Wipkingen aufgewachsen. In diesem Quartier wohnten hauptsächlich Familien von Bundesbeamten. Meine Eltern waren sehr naturverbunden, im heutigen Sinne sehr „grün“, sodass wir den Grossteil der Ferien und die freien Wochenenden mit Wanderungen verbrachten.

In unserem Quartier, das stark von „Bähnlern“ geprägt war, wurden für die Fortbewegung entweder öffentliche Verkehrsmittel oder das Fahrrad genutzt. Auto- und Mopedfahrer waren eher Exoten. Ab und zu veranstalteten wir Radrennen durch drei Strassenzüge, bei denen die Älteren und Schnelleren die Siege unter sich ausfochten, während wir Jüngeren versuchten, die Strecke vom Verkehr zu entschärfen.

In unserem Quartier wohnten sehr viele junge Familien, sodass ich viele Spielkameraden und Freunde für Unternehmungen hatte. Bis auf meinen älteren Bruder war die ganze Familie musikbegeistert. Da ich sehr früh eine Vorliebe für klassische Musik entwickelte, beschenkte mich meine Grosstante Elsa jährlich mit wunderbaren Alben von Haydn, Mozart, Verdi, Dvořák und Co. Peter, mein bester und langjährigster Jugendfreund, war durch seinen musizierenden Grossvater ebenfalls auf die Klassik-Schiene geraten. So begannen wir unseren Violinunterricht gemeinsam zu Beginn der vierten Klasse.

Das Radfahren mit ausgedehnten Touren, das Musizieren und das Geniessen von Musik begleiten mich nun schon seit Jahrzehnten und sind für meinen Lebensinhalt zentral. Obwohl ich eher ein verträumter Junge war, der in der Reife hinterherhinkte und seine Freizeit mit Spielen und Musizieren verbrachte, gehörte ich ab der vierten Klasse zu den

Klassenbesten. Mein Lernaufwand hielt sich im Tiefbereich. Ab der zweiten Sekundarschule stellte sich dann die Frage, in welche berufliche Richtung es gehen sollte. Trotz Berufsberatung kam ich zu keinem Schluss.

Daher beschloss ich, meine Schulzeit mit dem Besuch einer Mittelschule zu verlängern. So würde mir genug Zeit für meine Hobbys und auch für die geliebten Ferien bleiben. Da meine größte Stärke in der Mathematik lag, entschloss ich mich, die Aufnahmeprüfung für das MNG zu wagen. Nach intensiver Vorbereitung bestand ich die Prüfung. In unserem Quartier waren es nur rund fünf Prozent der Jugendlichen, die den Schritt an ein Gymnasium wagten. Der Rest absolvierte eine Berufslehre.

Auch in unserer Verwandtschaft wurde bis auf eine Ausnahme der Weg über die Lehre eingeschlagen. Das waren sicher zwei Gründe, warum meine Mutter über meine Entscheidung, das MNG zu besuchen, alles andere als begeistert war. Sie stellte mir die Bedingung, dass ich keine Klasse wiederholen darf. Wenn ich das wollte, müsste ich in Zukunft den entsprechenden Aufwand betreiben, ansonsten hätte ich eine Lehre zu beginnen.

Die MNG-Zeit

Gleich zu Beginn meiner Zeit am MNG wurde mir klar, dass hier ein anderer Wind weht. Da ich Italienisch statt Englisch als Pflichtfach gewählt hatte, wurde ich einer Klasse zugeteilt, die aus Absolventen der zweiten und dritten Sekundarschule bestand. Dadurch hatte ich einen gewissen Anfangs-Nachteil. Ungewohnt war für mich, dass ich gleich zu den Schlusslichtern gehörte und die Probezeit entsprechend knapp bestand. Trotz des Lernens kam ich nicht recht vom Fleck und blieb am hinteren Ende hängen. Das war frustrierend und irgendwann versuchte ich, mich von Semester zu Semester durchzuwursteln, indem ich in den schwachen Fächern so viel investierte, dass es gerade für ein Genügend reichte.

Den Druck versuchte ich durch viel Sport und Musizieren zu reduzieren und zudem als Klassenclown Dampf abzulassen. Bezahlte Nachhilfe kam für uns nicht infrage. In Französisch erntete ich durchweg Tiefnoten.

Deshalb verbrachte ich ab der zweiten Klasse mehrere Wochen Ferien pro Jahr bei einer Bauernfamilie im Welschland. Das half und ich konnte mich nun im Genügend-Bereich halten. Es war mir ein Rätsel, weshalb ich in meinen bisherigen Lieblingsfächern nicht vom Fleck kam, in Neben- und neuen Fächern aber mithalten konnte.

In der zweiten Hälfte unserer MNG-Zeit akzentuierte sich die Diskrepanz zwischen den sehr guten Schülern, einem dünnen Mittelfeld und den Abgehängten, speziell in Mathematik. Ein Hauptgrund war sicher die hohe Anzahl an krankheitsbedingten Abwesenheiten unseres Mathematiklehrers. Einerseits schätzten wir die zusätzlichen freien Stunden, andererseits war es ein grosses Handicap, den vorgeschriebenen Unterrichtsstoff in etwa der Hälfte der vorgesehenen Zeit zu bewältigen.

Was ich extrem schätzte, war die Bereitschaft unserer Klassenbesten, mit uns Schwächeren den Schulstoff noch einmal durchzugehen und uns die Lösungswege detailliert zu erläutern. So entstanden kleine Nachhilfegruppen, in denen wir uns sehr regelmäßig trafen. Vor Matheprüfungen trafen wir uns oft eine Stunde vor dem Examen in einem freien Klassenzimmer. Hier gaben uns die Klassenbesten den letzten Schliff. Ohne diese selbstlose Hilfe hätten ich und wahrscheinlich drei bis vier andere Mitschüler das Abitur nicht geschafft. Trotz des grossen schulischen Frusts habe ich die Entscheidung, das MNG zu absolvieren, nie bereut. Ich empfand den Zusammenhalt in der Klasse als sehr kameradschaftlich und hilfsbereit.

Ungesundes oder profilierungs-süchtiges Verhalten war, soweit ich mich erinnern kann, nicht vorhanden. Das lernte ich erst viel später in der Arbeitswelt kennen. Zudem hatten sich in dieser Zeit einige sehr gute Freundschaften entwickelt, die sich leider nach der Matura wieder verloren haben. Einzig mit einem Schulfreund, der aber etwa in der dritten Klasse ausgeschieden ist, pflegte ich später eine intensive, langjährige Freundschaft, die vor allem von Musik und Literatur geprägt war.

Am Ende meiner Zeit am Gymnasium wusste ich immer noch nicht, in welche berufliche Richtung ich gehen wollte. Turnlehrer war das Einzige, was ich mir vorstellen konnte. Neben der Freude am Sport war es sicher unser fantastischer Turnlehrer, der diesen Wunsch in mir geweckt hat. Er war ein Mensch mit viel Humor und menschlicher Wärme, der auch den letzten Bewegungsmuffel für das Turnen begeistern konnte. Neben der Ausbildung zum Turnlehrer wurde damals aus unfalltechnischer Sicht ein zweites Standbein empfohlen.

Ich hatte keine Idee, was das sein könnte. Deshalb entschied ich mich für das Oberseminar, um in eineinhalb Jahren die Ausbildung zum Primarschullehrer zu absolvieren. Den Turnlehrer konnte ich dann später nachholen.

Die erste Zeit nach dem MNG-Abschluss

Mit dem Antritt der Lehrerausbildung und den dazugehörigen Praktika bahnte sich die erste Lebenskrise an. In meiner Entwicklung war ich mit neunzehn Jahren immer noch zu sehr ein Kind. Auch äusserlich wirkte ich jünger, sodass ich auf dem Pausenhof von Oberstufenschülern fälschlicherweise als neuer Mitschüler wahrgenommen und geduzt wurde. Bald merkte ich, dass ich den mentalen Erwartungen an eine erwachsene Lehrperson nicht gewachsen war. Trotzdem versuchte ich, irgendwie am Ball zu bleiben. Wenige Monate vor Abschluss zog ich dann doch die Reissleine und trat aus dem Oberseminar aus.

Aber wie sollte es weitergehen? Glücklicherweise begegnete ich zu diesem Zeitpunkt dem erwähnten Schulfreund aus der MNG-Zeit. Er spielte in einer Band intensiv Blues-Rock und hegte den Plan, mit seiner Band nach Hamburg zu ziehen. Ich entschied mich, dieser Band beizutreten. Bald verbrachte ich täglich mehrere Stunden im Übungskeller, bis wir unser Repertoire einstudiert hatten.

Hamburg hatte natürlich nicht auf uns gewartet, die Terminkalender der Clubs waren voll. Es kam nur zu wenigen Auftritten. Eine kurze Anekdote aus dieser Zeit: Eines Abends traten wir im Vorprogramm von Tony

Sheridan auf, der in den frühen Sechzigern regelmässiges Mitglied der Beatles war. Aufgrund seines früheren Ruhms strömten die Zuschauer zu diesem Konzert. Tony bat uns, so lange wie möglich zu spielen, damit er seinen Auftritt kurz halten konnte. Wir legten mit viel Enthusiasmus los und das Publikum war von unserer Spielfreude und Unbekümmertheit sehr angetan, was es mit grossem Applaus quittierte. Damit hatte Tony nicht gerechnet. Nach einer halben Stunde bat er den Veranstalter, uns von der Bühne zu holen. Nachdem er zehn Minuten gespielt hatte, leerte sich der Saal innerhalb kürzester Zeit und es blieben nur noch ein Dutzend Nasen sitzen. Die erhofften Kontakte wollte er uns danach natürlich nicht mehr vermitteln.

Nach meiner Rückkehr wurde sehr deutlich, dass meine Eltern diese naive, unreife Flucht überhaupt nicht gutheissen konnten. Es kam zum Bruch mit dem Elternhaus und die Beziehung sollte sich über Jahre eintrüben.

Vom Teilzeitjob mit Krisen zur Informatik

Es folgten viele Episoden, die nichts mit einer einigermaßen soliden Berufslaufbahn zu tun hatten. Solange es ging, arbeitete ich in Teilzeit, um meinen Hobbys nachzugehen. Ich verbrachte weiterhin viel Freizeit mit Freunden beim Musizieren. Mit meinem MNG-Freund lernte ich ein neues Hobby kennen. Fernwandern. Anfang der achtziger Jahre versuchten wir, uns zu Fuss von Zürich bis Sizilien durchzuschlagen. Die Jahreszeit, die wir gewählt hatten, war jedoch nicht ideal. Kurz vor Florenz setzten die ersten Schneefälle ein, sodass wir die Expedition abbrechen mussten. Trotzdem war es eine sehr intensive und erlebnisreiche Zeit, die mir viel gegeben hat. Ein anderes Mal, in einem sehr heissen Sommer, wanderten wir die Strecke bis nach Vichy durch den Jura. Zu dieser Zeit ersetzte das Wandern das Radfahren.

Leider driftete ich ab meinem 26. Lebensjahr nach und nach in den Konsum leichter Drogen (Haschisch) in Kombination mit Alkoholmissbrauch ab, was mit 28 Jahren zu einem psychischen Absturz führte. Erst nach einer psychiatrischen Behandlung und dem Kontakt zu

meinen wahren, hilfreichen Freunden und meinen Eltern konnte ich mich stabilisieren. Danach fasste ich auch beruflich langsam Fuss. Ende der achtziger Jahre ermöglichte mir Richi, ein Freund, einen Einblick in das aufstrebende Gebiet der Informatik. Das war wie ein Aha-Erlebnis: Genau diese Art von Arbeit konnte ich mir vorstellen. Er ermöglichte mir daraufhin bei der ehemaligen Credit Suisse einen internen Lehrgang zum Programmierer.

Mit Verzögerung und vielen Abzweigungen hatte ich es damit doch noch zu einer bewussten Berufswahl geschafft, die mir Freude bereitete. Auf dem Gebiet der Informatik verbrachte ich dreissig Jahre in verschiedenen Funktionen. Hier konnte ich meine analytischen Fähigkeiten voll ausleben. Dabei war das Mathe-Basiswissen, das ich von der Mittelschule mitgenommen hatte, sehr hilfreich.

Was habe ich aus der Mittelschul-Zeit mitgenommen?

Wie bereits erwähnt, haben mich Sport und Musik mein ganzes Leben lang begleitet. Aus der Mittelschule konnte ich zudem auf ein breites Basiswissen zurückgreifen. Die Literatur kam erst später dazu, denn mit der in der Mittelschule vermittelten Literatur konnte ich damals nicht viel anfangen. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir der Aushilfslehrer für Geschichte, der uns aus Gogols *Die Nase* vorlas. Wie konnte ich das nur lächerlich finden? Auch mit Gottfried Keller, den wir in der Deutschstunde kennengelernt haben, konnte ich nichts anfangen.

Heute gehören diese beiden Schriftsteller zu meinen Favoriten und das Lesen zu meinen Hauptfreizeitbeschäftigungen. Mein Interesse für andere Regionen dieser Welt (Kulturen und Landschaften) ist geblieben. Ich reise immer noch viel und unternehme ab und zu kleine Radtouren, aber keine mehrwöchigen Riesenradtouren mehr wie früher. Heute benutzen meine Frau und ich hauptsächlich motorgetriebene Fahrzeuge. Meine Frau und ich unternehmen jährlich monatelange Reisen in verschiedene Weltregionen.

Vom Blick aus dem Fenster in die weite Welt

Jean-Paul Würth (Monible & London)

Eigentlich meinte ich das Kapitel MNG Rämibühl vor 50 Jahren abgeschlossen zu haben. Abgesehen von einem sehr unterhaltsamen Klassentreffen im Jahr 2015 in Zürich und einem Kaffee mit einem Mitschüler vor Jahren, hatte ich keine weiteren Kontakte. Ich lebte mit der Einstellung, meine Mittelschulzeit hätte sich eher problemlos abgespielt, eine emotionell unbedeutende Phase in meinem Leben, ohne erkennbare Traumata, Wunden oder Hurra Erlebnissen. Alle physischen Beweisstücke meiner Absolvierung, mit Ausnahme des Maturazeugnisses, längst entsorgt.

Dann im Januar der Vorschlag eines Mitschülers aus der MNG-Zeit, anlässlich des 50-jährigen Matura Jubiläums einen Rückblick auf meine Schulzeit zu schreiben. Jubiläumsfeier ist gut, Papier schreiben über das MNG nach 50 Jahren? Eine Prüfung meiner Agilität?

Einerseits interessant, in einem längst abgelegten Buch nachblättern zu müssen, wohl wissend, dass eine Reise zu sich selbst schwierig sein kann. Andererseits stellte ich fest, dass meine drei Jahre (Einstieg nach drei Jahren Sekundarschule in das 2. MNG-Jahr) am MNG nach 50 Jahren offenbar in schwer zugänglichen Regionen meines Gedächtnisses archiviert waren. Wie hiessen schon wieder meine Mitschüler, meine Lehrer, wo waren die Toiletten, wo wurde geturnt, wo gegessen? Es war nicht so, dass ich die MNG vergessen hätte. Eher hatte das Leben viele weitere Kapitel geschrieben.

Doch je länger ich in den folgenden Monaten über die MNG-Jahre nachdachte, desto zahlreicher und deutlicher konnte ich Bilder, Ereignisse und Gefühle von damals abrufen.

Schweizer Privileg

Die großzügige Architektur. Die breiten Korridore. Die großen Fenster. Die schönen, etwas wilden Gärten mitten in Zürich. Und die besondere, in meiner Erinnerung etwas sterile Atmosphäre einer Knabenschule. Drei Jahre lang eine pubertierende, männliche Schülergruppe, umgeben von einer beinahe ausschliesslich männlichen Lehrerschaft. Pädagogisch sinnvoll oder nicht, verdammt, die Mädchen haben mit gefehlt. Dafür waren Kollegialität und Zusammenhalt in meiner Klasse gross und die Vielschichtigkeit der sozioökonomischen Hintergründe der Mitschüler spannend. Von der Goldküste bis in die westlichen Industrieregionen waren viele Stadtquartiere vertreten. Schulgeld dieser öffentlichen Eliteschule null, ein einzigartiges Schweizer Privileg.

Der Weg an das MNG führte über eine Aufnahmeprüfung. Meine war speziell. Da die evangelische Glaubens-Orientierung meiner Eltern die Einhaltung des Shabbats als Ruhetag im Sinne des 4. Gebots des Alten Testaments beinhaltete, war es mir elterlicherseits untersagt, am samstäglichen Schulunterricht teilzunehmen. Die öffentlichen Zürcher Gymnasien erlaubten damals keinen Dispens vom Unterricht am Samstag für jüdische und andere Glaubensrichtungen und waren mir deswegen verschlossen.

Shabbat-Dispens

Ich war ziemlich sauer, die Schulbank um ein extra Jahr drücken zu müssen wegen diesem dummen Shabbat-Ding, an dessen Wahrhaftigkeit und Relevanz ich schon als 15-Jähriger zweifelte. Allerdings, einen Monat nach der MNG-Aufnahmeprüfung 1972, an der ich demzufolge nicht teilnahm, las mein Vater in der NZZ, die Zürcher Gymnasien würden probeweise einen Shabbat-Dispens erteilen. Mein Sekundarlehrer meinte, eventuell könnte ich das 1. MNG-Jahr überspringen und eine Aufnahmeprüfung in einem Jahr direkt in eine MNG-Klasse des 2. Lehrjahres verlangen. Er nahm Kontakt mit dem Rektorat auf und kurz

darauf wurde ich vom Prorektor, meinem späteren Mathematiklehrer, zu einem Gespräch eingeladen.

Der Prorektor war imposant mit Anzug und Krawatte und meinte, das Shabbat Verbot sei eine diskriminierende Schikane und er werde mir persönlich eine Aufnahmeprüfung in einem Jahr organisieren. Ich war der einzige Teilnehmer und, Gott sei Dank, bestand ich die Prüfung. Seither bekenne ich mich als Atheist mit einem besonderen Verhältnis zum Samstag. Shabbat Shalom!

Übrigens, eine traditionelle Lehre abzuschliessen kam für mich nicht in Frage, da ich unbedingt an die Uni wollte. Aus Neugier und weil ich schon damals mit dem Gedanken spielte, Arzt zu werden. Nicht unbedingt aus humanitären Neigungen, sondern da ich mir naiverweise vorstellte, diesen Beruf quasi überall auf der Welt ausüben zu können. Noch hatte ich keine Ahnung von den komplexen regulatorischen Hürden bei der Ausübung des Arztberufs ausserhalb der Schweiz.

Mein in Spanien geborener Vater, mit deutschen und schweizerischen Wurzeln, hatte an der ETH Zürich Bauingenieur studiert. Er erwartete nichts anderes von seinem einzigen Sohn und seinen zwei Töchtern. Meine Mutter, eine in Frankreich aufgewachsene Schweizerin, war ausgebildete Hauswirtschaftslehrerin. Meine Schulung und Berufswahl, wie auch die meiner Schwestern, waren für sie Nebensache.

Zappelphilipp und Träumer

Wer war ich damals als Schüler? Kein Überflieger. Nicht einer jener Schüler, die jede Prüfung mit links erledigten, nie etwas aufschrieben, immer alles wussten und schulische Hürden mit blasierter Gelassenheit anpackten.

Ich hatte solide Lernfähigkeiten, war neugierig und verstand Zusammenhänge meist rasch. Gleichzeitig war ich leicht ablenkbar. Sehr leicht ablenkbar. Eltern, Geschwister, Mitschüler, Freunde und Nachbarn nannten mich einen Zappelphilipp und Träumer.

Die grossen Fenster des MNG wurden meine Komplizen. Während vorne Algebra, Geschichte oder Chemie vermittelt wurden, wanderte mein Blick oft hinaus in die Gärten und von dort aus grenzenlosem Ausschweifen meiner Gedanken. Draussen schien die Welt interessanter als auf der Wandtafel.

Heute würde mein Verhalten eher als ADHS diagnostiziert werden, möglicherweise im Zusammenhang mit einer leichten Form von Autismus. Eine weit weniger romantische Einschätzung als die eines angehenden Explorers mit überbordender Einbildungskraft.

Pretoria, Johannesburg, Kapstadt und Zululand

Die Matura 1976 war das entry ticket zur Uni. Sechs Jahre später, mit Staatsexamen in der Tasche, stieg ich in eine Boeing 747 der South African Airlines nach Johannesburg ein. Das Flugzeug war quasi leer, die Apartheid ein Politikum. Meine lang ersehnte Lebensreise hatte begonnen. Ich war jung und *the sky was the limit*.

Tatsächlich führte mich mein Weg zunächst weit hinaus: Ausbildung zum Allgemeinpraktiker in Pretoria, Johannesburg, Kapstadt und Zululand. Für den wohl behütet aufgewachsenen Zürcher eine Begegnung mit einer sehr anderen Realität. Die Dimensionen des Landes, die kulturelle Vielfalt, die enorme Spannweite der ökonomischen Verhältnisse innerhalb der Bevölkerung, die alltägliche Unsicherheit und Gefahr ausgehend von brodelnden sozialen Spannungen und die unmittelbare Erfahrung von Krankheit und Tod ausserhalb europäischer Verhältnisse haben mich enorm geprägt.

Von allem etwas wissen

Nach Südafrika ging es in die USA zur *Residency* in Innerer Medizin in Salt Lake City und San Francisco und später zur *Fellowship* in Endokrinologie in New York City. Ich wollte möglichst von allem etwas wissen.

New York entsprach in vieler Hinsicht genau jener Welt, von der ich als Schüler geträumt hatte. Eine Stadt, bis zum Platzen mit Energie geladen, Visionen, Menschen aus allen Ecken der Welt. Ideal für einen ADHSler.

Doch selbst die Medizin, ausgeübt mit Liebe und Hingabe, wurde mir irgendwann zu eng. Je länger ich praktizierte, umso stärker wurde das Gefühl, dass ich zwar einiges von Menschen und Krankheiten verstand, aber nichts davon, wie Wirtschaft, Organisationen, Politik und Gesellschaft funktionieren. Ein MBA schien mir eine Möglichkeit, in kurzer Zeit zu lernen, was die Welt zusammenhält.

Wiederum hatte ich das Glück, eine Aufnahmeprüfung zu bestehen und an der INSEAD in Fontainebleau aufgenommen zu werden, eine gnadenlos kompetitive Kaderschule. Danach strategisches Consulting für zwei Jahre, gefolgt von rund fünfzehn Jahren in der biotechnologischen Industrie. Und plötzlich war die Welt, von der ich in meiner Jugend geträumt hatte, tatsächlich mein Arbeitsplatz geworden.

Zwei Kontinente pro Woche

Biotechnologie ist ein bemerkenswert internationales Geschäft. Wissenschaftliche Zusammenarbeit kennt keine Landesgrenzen. Projekte führten mich von den USA, nach Europa, Südamerika, China, Japan und gelegentlich sogar nach Afrika. Besuche auf zwei Kontinenten pro Woche waren keine Ausnahme. Ich hatte das Privileg, Forscher, Unternehmer, Ärztinnen, Investoren und Visionäre aus aller Welt kennenzulernen. Für den ehemaligen Schüler, der einst aus den Fenstern des MNG in die Ferne blickte, war dies ein unerwartetes Geschenk.

Heute stehe ich der pharmazeutischen Industrie kritischer gegenüber. Sie gehört zweifellos zu den kreativsten und innovativsten Industrien überhaupt. Allerdings sind die wachsenden Investitionen in die Behandlung von Krankheiten auf Kosten mangelnder Aufklärung über Prävention ökonomisch immer weniger haltbar. Prävention ist im marktüblichen Sinne eben kein lukratives Geschäft.

Diese Erkenntnis führte mich zurück zur Medizin, etwa im Sinne von *The Second Mountain* des US-Amerikaners David Brooks. Nach Jahren in der Industrie verspürte ich das Bedürfnis, wieder näher beim Menschen zu sein. Ich kehrte zur klinischen Arbeit zurück und bildete mich in funktioneller Medizin und Fastenmedizin weiter. Mein Interesse verlagerte sich zunehmend auf Prävention, Lebensstil und Gesundheitsförderung.

Unspektakuläre Karriere

2007 Rückkehr in die Schweiz, um mich um meine Eltern zu kümmern und als Arzt tätig zu sein. Heute beschäftige ich mich umfassend mit der Gesundheit einzelner Menschen, aber auch mit der Gesundheit von Gesellschaften und letztlich unseres Planeten. Eine unspektakuläre Karriere. Für mich, die Beste, die ich mir hätte erträumen können.

Grossartige Kameradschaft und kompetente Lehrerschaft

Inwiefern hat mich das MNG in den letzten 50 Jahren beeinflusst? Die Ausbildung im Rahmen grosszügiger Architektur, exzellent und gratis. Exemplarische, meritokratische Verhältnisse. Liebe und hilfsbereite Mitschüler. Keine Interferenzen durch Smartphones. Wir haben noch miteinander geredet. Einem Mitschüler schulde ich speziellen Dank dafür, dass er mich drei Jahre lang jeden Samstagabend bei sich zuhause empfing, um mich über die schulischen Geschehnisse des Samstagmorgens aufzuklären. Eine grossartige Kameradschaft. Auch wenn keine engen Freundschaften geblieben sind, teilen wir Erinnerungen an eine gemeinsame Reise während den prägenden Jahren der Adoleszenz.

Eine kompetente Lehrerschaft, ohne Ausnahmen. Das pädagogische Können in meiner Erinnerung unterschiedlich. Die verschiedenen Englischlehrer die uns auf das Primat der englischen Sprache vorbereiteten. Der cholerische Biologielehrer mit unvorhersehbaren Ausbrüchen, vor dem wenigstens ich mehr Furcht als Respekt hatte, was nicht hätte sein sollen. Der Turnlehrer, der uns Turnen und Lebensweisheiten vermittelte. Der introvertierte Französischlehrer, der mich schätzte, da Französisch meine Muttersprache ist. Der extrovertierte

Deutschlehrer, der mich ermutigte auf meine Art zu schreiben. Der exzellente Mathematiklehrer und Prorektor, der mir ein weiteres Schuljahr ersparte und mir stets wohlgesinnt war. Die tollen und nicht immer ganz ungefährlichen Experimente des Physiklehrers. Der kunstbesessene und liebenswürdige Zeichnungslehrer, dessen Klasse ich als einzige physisch nachholen musste, zusammen mit einer Gruppe jüdischer Mitschüler. Es gab immer viel Klamauk.

Im letzten Schuljahr nahm ich an einem speziellen Programmierkurs teil, mit Lochkarten. Ein mathematisch besonders talentierter Mitschüler half mir die Grundlagen der Informatik zu verstehen. Möglicherweise hat dieser Kurs meine Lebenslaufbahn am meisten beeinflusst. Ich denke an die weitreichende Einbettung von Informationstechnologie in den technischen Berufen, wie auch in der Medizin. Seit Jahren ist KI mein bester Assistent geworden.

Retro Visor

Im 50-jährigen Retro Visor erkenne ich eine vielleicht ungenügende Vorbereitung auf Hochschule und Berufsleben. Wie hat man Erfolg, wie macht man Karriere? Kurse in öffentlichem Diskurs gab es keine. Wie geht Smalltalk? Keine Einführung in machiavellische Philosophien und Verhaltensweisen für die Karriere. Vielleicht aus grundsätzlichen Überlegungen, vielleicht weil das Lehrpersonal nicht dementsprechend ausgebildet war? Was ist heute üblich?

Die grossen Fenster des MNG inspirieren immer noch. Zusammen mit meiner Frau, ursprünglich aus Hongkong, ziehe ich nun nach London. Wir freuen uns ungemein auf das Chaos, den Lärm und Gestank und die tumultuöse Multikulti-Gesellschaft, die sich gerade neu zu erfinden versucht. Mein letzter Umzug.

KOMMILITONEN

MEMORANDUM

Klasse Sc mg

W e r t e L e s e r s c h a f t !

In Ihren Händen halten Sie den schriftlichen Niederschlag des gedanklichen Abschaumes einer viereinhalbjährigen Verbannung. Die meisten Leute, die es hinter solche graue Mauern verschlägt, begehen entweder Selbstmord oder schreiben ihre Memoiren. In seltenen Fällen tun sie auch beides, was dem Absatz der Memoiren förderlich ist.

Wir hingegen sind noch immer - respektive wieder - am Leben und haben auch keine Memoiren geschrieben. Vielmehr lauschten wir getreulich den geistreichen Worten unserer Vorsitzenden, während uns die Rückenschmerzen hinterrücks überfielen.

Doch mit der Zeit ergriff uns der Drang nach chronisch - chronistischer Betätigung. Durften wir es geschehen lassen, dass die Fragmente geistiger Höhenflüge unserer Magister vom Strom der Zeit fortgeschwemmt wurden, ohne dass die Weltgeschichte davon Kenntnis genommen hätte ? Nein, niemals durften wir uns an der abendländischen Kultur dermassen vergehen !

So entstand über die letzten Jahre hinweg eine lockere Chronik dessen, was die Schulhefte in ihrer gierigen Fress - lust übrigliessen. Vor Ihren strahlenden Augen liegt nun also eine Sammlung von Sinn und Unsinn aus dem Abfallkorb lehrerlichen und schülerischen Geistes.

Bis auf den Nekrolog für den Rechenschieber, welcher letzterer dieses Jahr unter der Lawine elektronischer Wunderdinge offiziell begraben wurde, sind sämtliche vorliegenden Texte, nebst unzähligen anderen während unseren Deutschstunden entstanden. Sie mögen dazu dienen, die weitverbreitete Ansicht zu widerlegen, dass Deutschunterricht sinnlos und unfruchtbar sei. Diesen edlen Zweck erfüllen auch unsere gehobene Stilebene und die absolut fehlerfreie Orthographie.

Zürich, im September 1976

Die Autoren

P.S.: Das Gremium der Chronisten zeichnet nur in Ausnahmefällen verantwortlich für Ihre Gedanken zwischen den Zeilen.

Die Entwicklung der
Deutschlehrer

Einst haben die Kerls in den Schulen gehockt
Genarrt und mit braver Visage
Dann hat man sie aus den Träumen gelockt
Ihr Wissen zementiert und aufgestockt
Bis zur dreissigsten Etage.

Da sassen sie nun als Weise geboren
In ferngeheizten Räumen
Da sitzen sie nun am Pulte vorn
Und blasen noch immer ins selbe Horn
Wie einst in ihren Träumen.

Sie hören weit, sie sehen fern
Der Schwamm verspricht ihnen Kühlung
Sie sprechen - ich gähne - sie sprechen modern
Die Erde ist ein gebildeter Stern
Mit sehr viel Wasserspülung.

Sie blinzeln beschwipst hinter Büchern hervor
Sie lügen und loben und toben
Sie werfen uns Germanistik ans Ohr
Sie fliegen gedanklich gen Himmel empor
Und lüften den Damen die Roben.

Was ihre Verdauung noch übriglässt
Stellen sie uns zur Debatte
Sie spalten Haare, besudeln ihr Nest
Und stellen durch Stiluntersuchungen fest
Dass Cäsar Plattfüsse hatte.

So haben sie mit dem Stock und dem Mund
Den Fortschritt der Sprache geschaffen
Doch davon mal abgesehen und
Bei Lichte betrachtet sind sie im Grund
Noch immer die alten Laffen.

W. Kuhn und H. Matthys nach E. Kästner

S k i f e r i e n

Besammlung
Bahnfahrt
Berge
Pistenrasen

Hotel
Seilbahn
Schlange
Pistenrrraasen

Skiwachs
Abonnement
Sonnencrème
Pistenrrrraaasen

Bergrestaurant
Abfahrt
Skihäschen
Pistenrrrrra...t.t.t.t.t.t.t...

Knochensalat

H. - P. Kern

D i c h t e r - Z y k l u s

Goethe ward schon früh geboren
Sterben jedoch tat er spät
Nie ging je sein Geist verloren
Denn er wird stets neu gesäht

Leider hinterliess Herr Kant
Einzig seines Denkens Sand
Im Getriebe unsrer Welt
Immerhin, er hat gebellt

In der Dichtung eine Nuss
War der Albert Bitzius
Jedoch war er kein Flaggöri
Sondern schafilig, schtäcketöri !

Letztlich wäre zu vermerken,
Dass man auch in Sartres Werken
Ganz vereinzelt zwischen Zeilen
Stellen findet zum verweilen

Schiller ganz im Gegensatz
Machte früh schon andern Platz
Und er schrieb trotz Musenküssen
Werke, die wir kennen müssen

Doch der liebe Göpfi Keller
Schuf mit einundsiebzig Jahren
Seinen allerbesten Seller
Kurz vor dem Zur-Hölle-Fahren

Kämen wir zu Friedrich Dürren -
Matt, zur Zeit im teuren Mürren
Und zugleich zu Max dem Frischen
Dieser, heisst es, liebt das Fischen

* * *

Nur als Fragment blieb uns leider das folgende
Heldenepos erhalten. Der hohe poetische Gehalt
bewegt uns aber, dieses gleichwohl zu veröffentlichen.
(Zu singen nach der Melodie zum "Eskimo" von Mani Matter)

Lüüt, 's isch einisch eine gsii
Mit em Umfang 3r-Pi

. . .

Diskussion zum Thema

S i n n u n d U n s i n n d e s P e r s o n a l e n D a s e i n s

Ein Theater

Bemerkung: Das folgende Theaterstück enthält einzig und allein die gesammelten Bonmots unseres verehrten Lehrkörpers! Unsere Arbeit bestand nur darin, diese aneinander - zureihen. Die Red.

Ort der Handlung: Das Lehrerzimmer

Zeit: Zwischen 3 und 4

Die Personen sind ihre Darsteller:

Barbatti Bruno, Klassenlehrer, Geschichte
Baumgartner Hans Ubaldo, Hilfslehrer, Mathematik
Bernhard Erwin, Hauptlehrer, Französisch
Bernhard Hans, Hauptlehrer, Geographie
Bühler Hans-Peter, Hilfslehrer, Deutsch
Götz Walter, Hauptlehrer, Biologie
Guggenbühl Hans, Hauptlehrer, Deutsch
Gundel Heinz, Hilfslehrer, Mathematik
Hardmeier Rudolf, Hauptlehrer, Turnen
Jost Urs, Hilfslehrer, Englisch
Karabelnik Sima, Hilfslehrerin, Englisch
Märki Peter, Hilfslehrer, Deutsch
Rufener Ernst, Prorektor, Mathematik
Suter Georg, Hilfslehrer, Physik
Walter Mario, Hauptlehrer, Physik
Widmer Hansruedi, Hilfslehrer, Mathematik
Wildhaber Christoph, Hilfslehrer, Mathematik
Zäch David, Hauptlehrer, Chemie

Erster und einziger Akt

(Die Lehrer treten ein, der Prorektor fehlt. Sie setzen sich an den grünen Tisch.)

Guggenbühl: Grüezi, grüezi Herrschafte, tüemer e chli schäffele.

Baumgartner: Ich wünsche noch schöne Ferien gehabt zu haben.

Hardmeier: A'd Seck Mane!

Zäch: Am besten ist es, wenn sie zuerst einmal nichts tun.

Jost (hereinstürzend): We have to do hard work; hurry up, please!

Bühler: Sitzed si aständig in Tisch ine!

Barbatti (tritt ein): Wenn Sie die Frage nicht verstehen ist es sehr schlimm.

Widmer: Wollen Sie, dass ich improvisiere?

Märki: Bringen Sie abundzu solche Gags?

Gundel (leicht verstört): Ein Prisma ist ein fünfeckiges Vieleck mit einer Säule drauf.

Bühler: Heh, gaat's na?

Rufener (kommt zu spät): Itz müesst der nech langsam dra gwane, dass i wider pünktlech chume.

E.Bernhard: Ruck-zuck zack-zack, wie im Cabaret Rotstift; mais ceci entre parenthèses. (Er notiert, dass der Prorektor $6\frac{1}{2}$ Minuten zu spät gekommen ist.)

Rufener: I ma ke sone Neegerornig hie inne!

Zäch: Jetzt haben Sie da so einen elektrophilen Bösewicht.

E.Bernhard: Wo ist Herr Häne?

Barbatti: Was hat er, dieser arme Teufel? Er ist aber natürlich auch ein Klaus, oder?

Jost: Just stick to the point now, we have to hurry up.

Bühler (doziert): Destruktiv kommt von Struktur, die ein Hauptbestandteil der Strukturalisierung ist.

Rufener: Sie müssen sich so ausdrücken, dass ein mathematisch gebildeter Laie versteht, was Sie meinen.

E.Bernhard: D'abord c'est faux et ensuite ce n'est pas juste.

Guggenbühl: Ich meine, nichts gegen die Franzosen - momoll scho.

E.Bernhard: - !

Märki: Da brüllt wieder einer flüsternd.

H.Bernhard: I mues gschwind ga 's Kaffiwasser obtue, susch wirds nid weich.

Gundel (abwesend): Eine Gerade durch G und H lassen wir uns natürlich nicht entgehen - aber jetzt ist guter Rat teuer.

Bühler: 's wär scho öppe guet, wänn's guet wär!

Rufener: Mathematik ist ein Kernfach. - Betrachten Sie einmal die Figur, die nicht mehr hier ist.

Jost: Stick to the point, please!

Gundel: Dieser Punkt bleibt hocken bei der Abbildung.

Baumgartner: Der Punkt hier saust auf der Ellipse herum.

Zäch: Zeichnen Sie das nicht ab, das gibt nur so Michelin-Figuren.

H.Bernhard: Wänn d' nöd nachunnsch, wünschisch der eifach es Trottinett.

Hardmeier: Verschtasch ?!

Widmer: Bei einer Definition gibt es nichts zu verstehen.

Zäch (zu sich): Das gibt 2,3 , genauer 2,30 , aber 2,3 genügt für uns völlig.

Rufener: ... aus Zweckmässigkeitsgründen, wir sind ja nicht in der Verwaltung.

Widmer: Wenn ich da diese Würste der Länge n nehme,...

Götz (zornrot): Ihr seid alles Blödiane!!

Zäch: Das ist so ein Postulat, das an sich plausibel ist.

H.Bernhard: Gopfertori Himmelarsch und Wolkebruch namal!

Bühler: Heh, gaat's na?

Suter: Ein Vollblutvieh wie Herr ...

H.Bernhard: Rindvieh ist nicht nur ein Kosenamen.

Zäch (sich abwendend): Das sind Vollidioten, die verstehen nichts von der Sache.

Barbatti: Menschlich ist doch, wenn man sich totschrägt.

Jost: Bringt nächstes Mal Kissinger mit.

Hardmeier: Verschtasch hä, alles gschiidi Mane, aber kei Ahnig!

Walter: Witzig, witzig - hm hm, undsowiiter, susch no sonen blöde Schpruch?

Jost (auf die Uhr schauend): Time is running, hurry up!

Karabelnik: Please, go to sleep.

Rufener: Legen Sie ihn einfach um.

Märki: Und dann hat es es, denn nach jeder Umarmung ist die Umarmung eben fertig, aber, das wissen Sie halt noch nicht.

Bühler: Das ist natürlich eine Erfahrungstatsache, das heisst eher eine empirische Tatsache.

Barbatti (gähnend): Kratzt man sich am Arsch, wenn man mit dem
Lehrer spricht?!

Rufener: I ma nimmi.

Wildhaber: A chum etz!

Bühler: Ehm...

Barbatti: Ehm, man beginnt doch einen Satz nicht mit ehm.

Zäch: Aller Anfang ist schwer, aber wir sind ja gar nicht mehr
am Anfang, sondern mittendrinn, respektive am Abschluss.

(Pausenglocke)

Guggenbühl: Wir unterstehen dem irdischen Schicksal der Glocke.

Bühler (zu Götz): Händ si Uufruhmtändänze?

Götz: Ich mues jetzt grad furtsekkle, ane Konferänz.

Märki: Sie sind der geeignete Mann, um den Leuten nachzurennen.

Jost: Hurry up, please!

Guggenbühl: Gehen Sie nun den Weg alles Fleisches.

Bühler: Und wänn Si dänn Schwän gsehnd, isch es d'Limmet.

V o r h a n g

Ein Zürcher namens Ursli Jost

Ass abends spät noch einen Toast
Von diesem jedoch blieb ein Mocken
In Urslis langem Halse hocken
Er krächzte: "Hilfe, ein Glas water!"
Nun ist der arme Mann ein Toter.

Fische

Ein Fisch und ein anderer
Waren zwei Wanderer
Doch einer war keiner
Drum war es nur einer

Bäume

Zwei Bäume und ein dritter
Zerfetzte ein Gewitter
Der Vierte blieb zwar ganz
Doch hat er einen Schranz

Das Gehirn

Ist es gasförmig, fest, oder flüssig ?
Die Griechen bewiesen es schlüssig
Doch Schopenhauer
Weiss es genauer
's ist gräulich, weich und überflüssig !

Zum Tode des Rechen-schiebers

Am Anfang des neuen Schuljahres mussten wir alle die erschütternde Nachricht vom Tode des weitherum geschätzten Rechenschiebers zur Kenntnis nehmen. Wiedereinmal, so stellte man betrübt fest, ist ein ehrbares Requisit aus der guten alten Zeit, der modernen Elektronik zum Opfer gefallen. Wir baten daher Professor S.R. Rechen-Maschine, seines Amtsvorgängers in einem Nachruf zu gedenken, den wir im Folgenden publizieren.

Die Red.

Nekrolog für Dr. h.c. Rechen-Schieber

In fassungslosem Erschauern stehen wir ehrfürchtig vor der Lücke, die der Hinschied von Dr. h.c. Rechen-Schieber dieses Jahr hinterlassen hat. Wohl niemand wird in diesem düsteren Augenblick zu ermessen vermögen, welcher schmerzlichen Verlust uns das erwartete Ableben dieses unermüdlichen Helfers in der Not bedeutet.

In Ermangelung jeglicher Worte, die einer Trauer um seine Person würdig wären, möchte ich nachfolgend in schlichter Weise seines ausgefüllten Erdendaseins gedenken.

Mit bescheidener Zurückhaltung ging Dr. Rechen-Schieber sein Leben lang getreu den zahllosen Verpflichtungen nach, die ihm aus der Bequemlichkeit seiner Mitmenschen erwuchsen. Nur ganz wenige seiner besten Freunde mögen je die immense Vielfalt seiner Fähigkeiten voll erfasst haben. Immerwieder überraschte uns seine fast unbegrenzte Flexibilität, die er zur Lösung rechentechnischer Probleme an den Tag legte, wenn auch böse Zungen des Öftern eine gewisse Verklemmtheit des Verbliebenen bemerkt haben wollen. Auf die Schattenseite seines sonst so grundehrlich geführten Lebenswandels gehört wohl auch die Tatsache, dass Dr. Rechen-Schieber gelegentlich massiv geschmiert werden musste, um genaue Rechenresultate zu liefern.

Nun hat es also den Herren gefallen, den uns Jahr für Jahr teurer gewordenen Freund zu sich zu rufen. Kaum ein Dezenium wird verfließen, bis weitherum alle Erinnerungen an den Dahingeschiedenen verblasst sein werden. So wollen wir uns denn ermannen, dem in bessere Gefilde hinübergeschlummerten, für ewig ruhenden Dr. h.c. Rechen-Schieber ein angebürend Andenken zu bewahren !

Der lachende Erbe

M e r k s p r ü c h e

unserer Lehrer

"Spekulatives Denken ist
geistige Unzucht."

Prof. Dr. W. Götz

"Wenn die Inflation weiter
so zunimmt, können wir bald
anstatt des Frankens den
Logarithmus des Frankens
einführen."

Prorektor Dr. E. Rufener

"Wenn der pH-Wert im Wasser 9
wird, drückt die Stadt noch
beide Augen zu - die Fische
allerdings auch."

Prof. Dr. D. Zäch



[Handwritten signature]

Spencer - John - Kern

Hehn

H. U. Schiller

H. B. D. H. A. - 1

W. H. A.

W. H. A.

Jan Paul

W. H. A. H. A.

W. H. A. H. A.

Heber

Dr. J. J. J.

W. H. A. H. A.